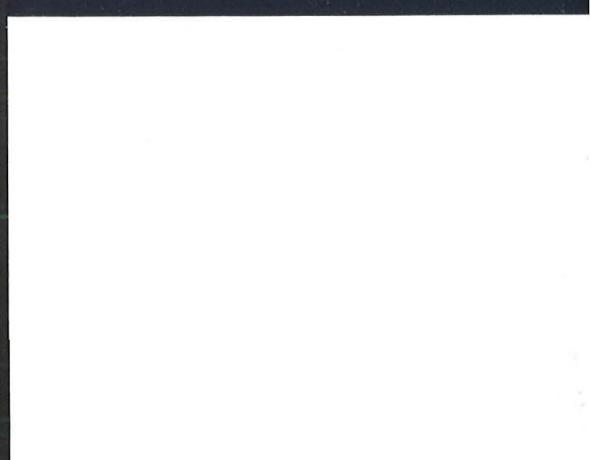
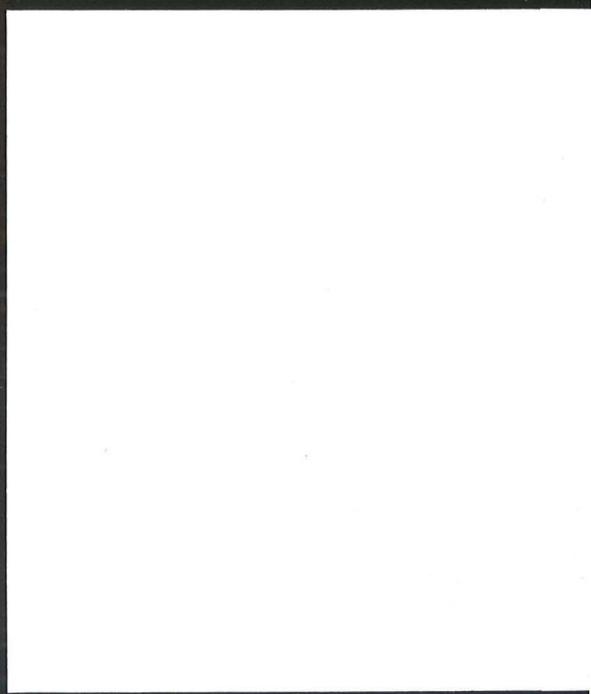


FRAUEN IM UMLAND DES AUSTRONARXISMUS



VORWORT

Die vorliegenden Beiträge entstanden aus Vorträgen, welche im Rahmen des Arbeitskreises „Frauen im Umfeld des Austromarxismus“ gehalten wurden.

Die in diesem Heft besprochenen Frauen, die sich mit den Anliegen der Sozialdemokratie identifizierten, zeigen beispielhaft die intellektuelle weibliche Kultur der Zwischenkriegszeit. Viele dieser Frauen kamen aus aufgeklärten jüdischen Familien des Bürgertums, die als Reaktion auf den Antisemitismus ein distanzierendes Verhältnis zu ihrer religiösen Tradition entwickelt hatten. In der Sozialdemokratie, wo die Religion keine Rolle mehr spielen sollte, suchten die Frauen, die nicht mehr länger Außenseiterinnen sein wollten, eine Lösung ihrer Probleme.

Darüber hinaus wurden diese Frauen bürgerlicher Herkunft oft auch durch die Verarmung ihrer Schicht nach dem Ersten Weltkrieg für soziale Anliegen sensibilisiert. Im Zuge dieser Entwicklung wurde die Berufstätigkeit der Töchter eine Notwendigkeit.

Modelle neuer Verhaltensweisen zwischen den Geschlechtern – bis hin zur freien vorehelichen Liebe – wurden von den jungen Frauen in der Jugendbewegung, aus welcher – als Auffangbecken junger sozialistischer Intellektueller – die Vereinigung sozialistischer Mittelschüler hervorging, erprobt.

Diese Frauen stellten die grundsätzliche Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mütterlichkeit nicht mehr in Frage. Obwohl die Gemeinde Wien große Anstrengungen unternahm, die Versorgung der Kinder durch den Ausbau des Kindergarten- und Hortwesens zu gewährleisten, blieben trotz der Forderungen sozialdemokratischer Frauen, die Reproduktionsarbeit der Haushalte insgesamt zu sozialisieren, derartige Versuche im Ansatz stecken.

Der durch den Antiintellektualismus der Genossinnen und Genossen, deren Anliegen es zu vertreten galt, oft spürbarer Widerspruch zwischen bürgerlicher Herkunft und politischem Engagement in der Arbeiterbewegung wurde von einigen aktiven Frauen schmerzhaft empfunden und thematisiert. Auch der Antisemitismus in der sozialdemokratischen Bewegung, der letztlich die Hoffnung der jüdischen Frauen enttäuschte, daß innerhalb der Partei ihre Herkunft nicht mehr als Stigma wirke, soll nicht verschwiegen werden. Die intellektuelle weibliche Kultur der Zwischenkriegszeit fand für aktive Sozialdemokratinnen 1934, spätestens aber 1938 ein Ende. Nicht allen Frauen dieses Kreises gelang es, rechtzeitig aus Österreich fortzugehen.

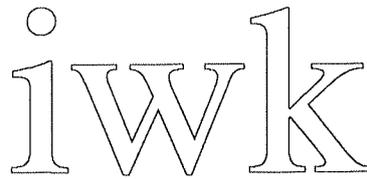
Für viele bedeutete die Emigration eine tiefe Zäsur in ihrer beruflichen Entwicklung und nicht alle konnten in der anderen Kultur wieder Fuß fassen. Für einige bot die Emigration – wenngleich (etwa im Emigrationsland USA) um den Preis des Verzichts auf politisches Engagement – aber auch Karrierechancen, welche sich im Nachkriegsösterreich nicht aufgetan hätten.

Die Geschichte und das Schicksal jener Frauen, ihr Engagement in einer politisch und kulturell hoffnungsvollen Zeitspanne sowie schließlich ihre Verfolgung, Vertreibung und Ermordung gehören zu den Bereichen der österreichischen Vergangenheit, deren Darstellung und Analyse auch in der Frauen- und Exilforschung bislang nur punktuell Beachtung fand.

Überlagert vom Frauenbild des Faschismus und Antisemitismus wurde durch die Vertreibung bzw. Ermordung dieser Frauen die Erinnerung an sie verschüttet. Mit ihnen waren auch ihre Ideen, ihre Analysen und ihre Sicht der Welt, die eigentlich einen wichtigen Teil der intellektuellen Tradition von Frauen ausmacht, vertrieben worden.

Erst mit dem wiederentdeckten Wissen um diese Tradition können wir in einer kritisch-verstehenden Auseinandersetzung an die Geschichte intellektueller Frauen anknüpfen.

Doris Ingrisch - Ilse Korotin - Charlotte Zwiauer



FRAUEN IM UMKREIS DES AUSTROMARXISMUS

INHALT:

<i>Ernst Glaser</i> DIE ZEIT DER ILLEGALITÄT Muriel Gardiner (1901–1985) und Ilse Kulcsar (1902–1976)	2
<i>Ruth Mätzler</i> „DER WEG ZUM WIR“ – PFAD DER ERKENNTNIS, ODER SACKGASSE? Alice Rühle-Gerstels Versuch einer Synthese von Marxismus und Individualpsychologie.....	10
<i>Barbara Serloth</i> KÄTHE LEICHTER (1895–1942).....	17
<i>Charlotte Zwiauer</i> EMMA N. PLANK(-SPIRA) (1905–1990) Von der Montessori-Pädagogik zur psychoanalytischen Pädagogik.....	22
<i>H.Ruediger Schiferer</i> RAISSA ADLER (1872–1962) Von der bürgerlichen Frauenbewegung zum österreichischen Trotzismus	32
<i>Ilse Korotin</i> ODA OLBERG-LERDA (1872–1955)	37
DIE AUTOR/INN/EN.....	44

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST
50. JAHRGANG 1995, NR. 3, öS 50,-

Linie des Blattes: Verständigung der Öffentlichkeit über die Arbeit des Instituts für Wissenschaft und Kunst sowie Veröffentlichungen von wissenschaftlichen Arbeiten, die damit in Zusammenhang stehen.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst. Redaktion, Umbruch, Layout: Dr. Helga Kaschl. Alle: 1090 Wien, Berggasse 17/1, Telefon / Fax: (1) 317 43 42. Druck: Glanz & Hofbauer Ges.m.b.H., 1200 Wien, Treustraße 5, Telefon: (1) 330 73 67.

ERNST GLASER

DIE ZEIT DER ILLEGALITÄT

Muriel Gardiner (1901–1985) und Ilse Kulcsar (1902–1976)

In der Spätzeit der Ersten Republik mußte man sich in Österreich mit der politischen und weltanschaulichen Situation im Austrofaschismus, die zugleich auch die Periode des herannahenden Nationalsozialismus gewesen ist, auseinandersetzen. Zwei an sich gegensätzliche Charaktere demonstrieren die Antwort darauf nicht nur in ihrem aktiven konspirativen Verhalten, sondern auch in ihrer Einstellung zur Theorie des Austromarxismus.

Das politische Profil dieser beiden Frauen ist jedoch nur begreifbar im Hinblick auf die wechselseitige Auseinandersetzung mit den Ansichten ihrer jeweiligen männlichen Partner. Trotz der starken Bindung an diese Partner begegnen uns beide Frauen als sehr eigenständige, selbstbewußte Persönlichkeiten, die auf dem Hintergrund der diesbezüglichen austromarxistischen Meinungen auch Beispiele der weiblichen Emanzipation in unserem Zeitalter darstellen.

I. DIE FRÜHEN JAHRE

Die Amerikanerin Muriel Morris entstammte einer überaus begüterten Familie Chicagos. Diese Herkunft gestattete ihr ein Leben völlig frei von materiellen Sorgen und ermöglichte ihr eine langjährige großzügige philanthropische Tätigkeit, die primär österreichischen Antifaschisten zugute kam.

Die finanziellen Mittel, die ihr zur Verfügung standen, flossen aus den Erträgen der großen Fleischverarbeitenden Betriebe Chicagos, die ihrer Familie gehörten. Dies klingt wie eine kapriziöse Pointe, denn man muß wissen, daß weltweit und daher auch in der österreichischen sozialistischen Bewegung die Schlachthäuser Chicagos als Sinnbilder für die Unmenschlichkeiten der kapitalistischen Gesellschaft galten, seit 1906 der berühmte amerikanische Romancier Upton Sinclair seinen Roman *The Jungle*, deutsch *Der Sumpf*, veröffentlicht hatte, in dem er diese Verhältnisse anprangerte. Die österreichischen sozialistischen Kämpfer gegen den Faschismus wurden also – großteils ohne ihr Wissen – indirekt durch Profiteure aus der Chicagoer Fleischindustrie unterstützt. Allerdings hatten sich nach dem Ersten Weltkrieg diese Zustände in Chicago nicht zuletzt auch infolge der Anklagen Sinclairs bereits gebessert. Und die allgemeinen kulturellen Verhältnisse gestatteten es nun auch, daß ein junges, intelligentes Mädchen aus begüterten Kreisen sich mit sozialreformatoryschen Ansichten beschäftigte, was in diesem Milieu nicht als selbstverständlich betrachtet wurde. Muriel galt daher bald in und außerhalb ihrer Familie nicht bloß als exzentrisch, sondern als Revolutionärin, ja

– kurz nach der Russischen Revolution – als Kommunistin.

Signifikant hierfür betrachtete man speziell ihre Teilnahme an öffentlichen Kundgebungen und Demonstrationen in der Causa Sacco und Vanzetti. Diese beiden italienischen Anarchisten, die 1920 eines Mordes beschuldigt und zum Tode verurteilt worden waren, warteten infolge ihrer Unschuldsbetuierung und der einsetzenden internationalen Protestbewegung jahrelang in der Todeszelle auf die Vollstreckung des Urteils oder auf ihre Freilassung, wurden dann aber 1927 schließlich doch hingerichtet.

Muriel befand sich damals nicht mehr in den USA. Sie hatte sich entschlossen, in England zunächst Literaturwissenschaften zu betreiben, gelangte jedoch zu keinem Studienabschluß. Ihr welt-aufgeschlossenes Denken und die liberale Umwelt, in der sie sich auch in Europa bewegte, weckten jedoch ihr Interesse für eine wissenschaftliche Disziplin, die damals gerade in der angelsächsischen Welt Fuß zu fassen begann: die Psychoanalyse.

Offenkundig fühlte sie sich auch in ihrer eigenen seelischen Situation reichlich unbefriedigt und wollte sich daher einer psychoanalytischen Behandlung unterwerfen und zwar bei Sigmund Freud persönlich in Wien, wohin sie daher 1926 reiste und später übersiedelte. Zu ihrer Enttäuschung nahm jedoch der damals schon siebzig Jahre alte Freud keine Patienten mehr in seine persönliche Behandlung, sondern verwies sie an eine seiner besten Schülerinnen, Dr. Brunswick. Aus dem zunächst bloß ärztlichen Kontakt mit dieser erwuchs Muriel eine lebenslange Freundschaft. Sie erlangte dabei auch Einsicht in ihre zukünftigen beruflichen Aufgaben und Absichten als Psychotherapeutin. Die psychoanalytische Intervention wurde daher später zu der für Adepten dieser Forschungsrichtung vorgeschriebenen „Lehranalyse“. Und als sie erfuhr, daß man eine berufliche Tätigkeit als Psychotherapeutin damals in Österreich, aber auch anderswo, nur ausüben dürfe, wenn man graduiertes Arzt wäre, beschloß sie resolut, zusätzlich zu allen anderen bisher gewonnenen Kenntnissen nun auch noch Medizin zu studieren.

Zwischendurch heiratete sie einen in Wien lebenden Musikstudenten und Komponisten aus England, Julian Gardiner, dessen Familiennamen sie seither trug. Die Ehe wurde allerdings schon nach zwei Jahren geschieden. Man trennte sich in gutem Einvernehmen. Das Kind aus dieser Verbindung, die Tochter Connie, wurde der Mutter anvertraut. Muriel lebte nunmehr als „Alleinerzieherin“ und Studentin der Medizin, was im damaligen Wien wohl nicht frei von manchen Problemen war, auf

Grund ihrer abgesicherten materiellen Lage aber auch nicht allzu schwierig erschien. Allerdings erwachsen ihr sehr bald aufregende zusätzliche Aufgaben aus einer politischen Aktivität, in die sie auf Grund der Entwicklungen in Österreich, speziell durch den Bürgerkrieg vom Februar 1934, geraten war.

Muriel hatte schon in ihren frühen Wiener Jahren rege Kontakte gepflegt. Sie bevorzugte dabei Personenkreise mit liberalen und progressiven Ansichten, die sie zwangsläufig in das „linke Lager“ Wiens trieben und integrierten. Die Psychoanalytiker etwa, mit denen sie Umgang hatte, gehörten zu dieser geistigen Umgebung, selbst wenn sie sich nicht direkt politisch betätigten. Aber auch in der angelsächsischen Kolonie Wiens, zu der sie Verbindungen aufnahm, bevorzugte sie betont liberal eingestellte oder links orientierte Personen. Dies waren besonders Journalisten und Autoren, die „Left Wing Writers“ geworden waren und sich hochinteressiert an den politischen Vorgängen in Mitteleuropa zeigten. So wie etwa Christopher Isherwood das Emporsteigen des Nationalsozialismus in Berlin beobachtete und literarisch beschrieb, lebte in Wien längere Zeit John Lehmann, der Herausgeber der Zeitschrift *New Writing*, in der er sehr früh schon einen Abschnitt aus dem unveröffentlichten Roman seines österreichischen Freundes Jura Soyfer *So starb eine Partei* publizierte. (Jarka, 1968) Der amerikanische Journalist John Gunther wieder hat einen leider heute vergessenen Roman über das Wien der Ersten Republik unter dem Titel *Die verlorene Stadt* veröffentlicht (Scheu, 1972). Und der englische Dichter Stephen Spender, mit dem Muriel Gardiner einige Zeit intim befreundet war, hat ein ebenfalls heute vergessenes langes episches Gedicht über den Februar 1934 mit dem lakonischen Titel *Vienna* verfaßt, das nicht einmal ins Deutsche übersetzt wurde. Dem englischen politischen Journalisten George E. R. Gedye schließlich, der eine Vorgeschichte des Zusammenbruchs Österreichs im Jahre 1938 unter dem Titel *Fallen Bastions* geschrieben hat, verdankte Muriel Gardiner ihre Verbindung zu den aktiven illegalen sozialistischen Antifaschisten im Bereich der Revolutionären Sozialisten (RS), welche ihr weiteres Leben grundlegend bestimmt hat. In diesem Umfeld lernte sie auch Ilse Kulcsar kennen.

Ilse Pollak, ein Jahr jünger als Muriel, besaß im Gegensatz zu dieser eine unvergleichlich andere Ausgangsposition für ihre politische Sozialisation. Sie wuchs in einer Familie auf, in der ihr Vater, Valentin Pollak, ein angesehener Germanist und Direktor eines Gymnasiums, sich als Vorkämpfer der progressiven austromarxistischen Pädagogik und Schulreform einen Namen gemacht hatte. Besondere Verdienste errang er durch die führende Mitarbeit am Projekt eines Abendgymnasiums für Berufstätige. Seine Gattin, also Ilse Mutter, stammte aus dem Klein- oder Kleinstadel, sie war eine geborene

Alice von Zieglmayer. Ihre Schwester, Ilse Tante, war die Gattin des langjährigen Polizeipräsidenten und konservativen Politikers Johannes Schober, was in der linken Szene gelegentlich zu nicht überprüfbareren Gerüchten Anlaß bot. Richtig mag sein, daß diese Versippung schon die junge Ilse darin bestärkte, sich seit dem Ende des Ersten Weltkrieges am radikalen linken Flügel des politischen Panoramas anzusiedeln, zeitweise sogar in der KPÖ. Dort begegnete ihr der nur zwei Jahre ältere Leopold Kulcsar, der nach seiner Teilnahme an der ungarischen Räterevolution wieder nach Österreich gekommen war und allmählich begann, das Leben eines sich recht extrem gebärdenden Berufsrevolutionärs zu führen. Die beiden heirateten 1922 und galten speziell in den Jugend- und Bildungsorganisationen der Sozialdemokratie als „die Kulcsars“, ein unzertrennliches Paar, das mit revolutionärer Phraseologie brillierte, aber oft durch politische Unrast, aber auch durch Mangel an Disziplin auffiel. Dies offenbarte sich besonders, als in der Zeit nach dem 12. Februar 1934 in der erzwungenen Illegalität besondere Maßnahmen im Verhalten bei politischen Aktivitäten erforderlich waren.

„Die Kulcsars“ hatten schon nach der Machtergreifung durch Hitler in Deutschland Kontakte zu der illegalen deutschen Gruppe „Neu Beginnen“ hergestellt. Von dieser übernahmen sie programmatische und taktische Ansichten, die nun auch für die politische Arbeit im österreichischen Untergrund genützt werden sollten. Die von ihnen zu diesem Zwecke gegründete Organisation erhielt von ihnen den Namen „Gruppe Funke“, mit dem sie an die von Lenin seinerzeit in dessen Schweizer Emigration herausgegebene Zeitschrift *Iskra (Funke)* erinnern wollten. Dies stimmte manchen Sympathisanten ihrer Ansichten bedenklich, weil man nach den Regeln der Konspiration doch nicht schon im Namen seine Herkunft aus dem russischen Bolschewismus enthüllen sollte. Die „Gruppe Funke“, die zunächst außerhalb der bisherigen legalen Parteiorganisationen, die nunmehr illegal tätig sein wollten, entwickelt wurde, gewann dennoch das Vertrauen von manchen sozialistischen Aktivisten, die auch später noch politische Bedeutung erlangten. Dazu wäre etwa Karl Cernetz zu rechnen, der nach 1945 als Leiter der Bildungs- und Schulungsorganisation der SPÖ wirkte. Hier wäre auch Karl Hartl zu nennen, der 1945 als Diplomat der erste österreichische Botschafter in Israel wurde und der in der Frühzeit der „Gruppe Funke“ Muriel Gardiner mit einigen Mitstreitern dieses Zirkels bekannt gemacht hat. Bei Muriel tauchte dann eines Tages auch plötzlich ein Mann auf, der ihr Lebensgefährte werden sollte: Josef Buttinger.

Dieser kann als das „Gegenmodell“ zu Leopold Kulcsar aufgefaßt werden. In seiner Selbstbiographie, die im Jahre 1979 mit dem Titel *Ortswechsel* erschien, hat er seinen Werdegang aus dem Arbeitermilieu im ländlichen Raum anschaulich geschildert. Dabei imponiert vornehmlich sein unbändiger

Wille zur Erlangung eines höheren Bildungsniveaus, aber auch das soziale Verständnis für die Benachteiligten und für alle Notleidenden in unserer Gesellschaft. Aus seinem Verhalten und Wirken im Untergrund läßt sich auch sein erstaunlicher Instinkt für das Herannahen von politischen Krisen, aber auch von ganz konkreten Gefahren im Alltag der Konspiration ablesen. Er wurde der Obmann der illegalen Organisation der Revolutionären Sozialisten Österreichs, als das gesamte, vor ihm tätige Führungsgremium dieser Partei verhaftet worden war. Er selbst entkam jedoch der Polizei immer wieder und rettete sich schließlich ins sichere Ausland.

II. PROBLEME DER ILLEGALEN PARTEI

An dieser Stelle soll versucht werden, die Praxis und Theorie der Konspiration im politischen Austromarxismus jener Zeit wenigstens an Hand einiger Problembereiche zu schildern. Dabei läßt sich in passender Weise auch von der Tätigkeit der beiden Frauen Muriel Gardiner und Ilse Kulcsar berichten.

Eine Zusammenfassung der dabei auftauchenden Themen hat bekanntlich Otto Bauer in seinem letzten, allerdings unvollendeten Buch *Die illegale Partei* vorgenommen. Da Muriel und Ilse nach dem Februar 1934 mit Otto Bauer wiederholt zusammengetroffen sind, kann mit Recht vermutet werden, daß bei diesen Gelegenheiten auch über deren Erfahrungen in der Konspiration gesprochen wurde. Ob und was davon Otto Bauer vielleicht verwendet hat, läßt sich natürlich nicht feststellen, zumal manche dieser Themen und Probleme Allgemeingültigkeit besitzen und für Gruppierungen aller Couleurs in der Illegalität zutreffen dürften. Otto Bauer hat sie allerdings ausschließlich vom Standpunkt einer illegalen linken Partei erörtert und sich dabei vornehmlich auf die Situation Österreichs in diesen Jahren bezogen.

Als Zentralproblem der Konspiration der österreichischen Sozialisten mußte die Überführung der politischen Tätigkeit von der legalen Arbeit einer Massenpartei in die illegale einer enorm verkleinerten und daher nur mehr als Kaderpartei aufzufassenden Organisation betrachtet werden. In dieser sollten bloß kleine Zellen von je fünf Personen vorhanden sein, die aber ineinander verschränkte Kontakte zu pflegen hatten und somit ein System aufbauten, an dessen Spitze eine leitende Gruppe als Führungsgremium der Partei, als Zentralkomitee (ZK) wirken sollte. Die Anonymität der in diesem System agierenden Personen war durch Tarnnamen, durch geheime Nachrichtenübermittlungen usw. zu sichern. Dabei tauchte jedoch bald einiges auf, was bedenklich erschien. Je geheimer nämlich die Kadergruppen tätig waren, desto besser waren sie wohl vor den Häschern des Regimes abgesichert, aber desto unbekannter blieben sie der Öffentlichkeit, auf die sie wirken sollten, wollten und mußten, wenn sie politischen Einfluß und Erfolge

welcher Art immer erstrebten. Es war also geboten, ein ausreichendes Maß an Geheimhaltung mit einem Optimum an sichtbarer Aktivität zu verbinden. Wichtige Agenden der Organisation sollten daher womöglich solche Personen übernehmen, die der Polizei noch unbekannt waren und die durchaus unauffällig auftreten konnten.

Dies traf auf das Paar Buttinger-Gardiner genau zu. Er war erst vor kurzer Zeit aus Kärnten nach Wien gekommen und daher für die Obrigkeit ein nahezu unbeschriebens Blatt. Muriel aber lebte von außen betrachtet als Studentin mit Kind und pflegte als Ausländerin vornehmlich den Umgang mit ihren Kompatrioten und offenbar harmlosen Personen aus dem medizinischen Milieu. Außerdem entzog sie sich und ihre vielen Besucher auch dadurch einer Kontrolle, indem sie an nicht weniger als drei Orten eine Art Haushalt führte. Sie konnte sich nämlich neben zwei Kleinwohnungen in der Gegend der Stätte ihrer Studien, dem AKH (Allgemeinen Krankenhaus), auch noch ein kleines Haus auf dem Lande im niederösterreichischen Sulz bei Kaitenleutgeben leisten. An dem zuletzt genannten Ort hielt sich Josef Buttinger, den sie Joe nannte, übrigens immer dann auf, wenn ihm aus irgendwelchen Gründen die städtische Umgebung in Wien als gefährdet erschien.

Die Realisierung eines vertretbaren Ausgleichs zwischen Geheimhaltung und öffentlicher Wirkung wurde des weiteren dadurch mitbestimmt, ob man der Meinung war, daß man in verhältnismäßig kurzer Zeit ohnehin wieder in die Legalität zurückkehren werde, oder ob dafür mit einer längeren Zeitspanne gerechnet werden müsse. Beim Glauben an die etwas leichtsinnig anmutende Theorie von der nur „Kurzen Perspektive“, wie man es nannte, neigt man zum Eingehen eines größeren Risikos auf dem Gebiete der Geheimhaltung. Dies war speziell in der ersten Zeit der Illegalität, gleich nach dem Februar 1934 häufig zu beobachten. Wer dagegen die „Lange Perspektive“ als realistisch ins Auge faßte, wollte sich besser absichern, selbst wenn er nicht besonders pessimistisch dachte. „Die Kulcsars“ haben die Theorie von der „Langen Perspektive“ von der deutschen Gruppe „Neu Beginnen“ übernommen und auf Österreich übertragen. Diese hat dann bald auch das Duo Buttinger-Gardiner vertreten und sie wurde schließlich mit Recht die offizielle Linie der illegalen Partei, die auch Otto Bauer formulierte. So berichtete Bruno Kreisky, daß sie ihm dieser einmal sehr konkret vorrechnete, wobei er auch bereits den zweifellos kommenden Krieg einbezog und daher meinte:

„Es wird das Ganze also unter Umständen zwölf bis dreizehn Jahre dauern und da werden ungeheure Opfer gebracht werden müssen.“ (Kreisky, 1986, I, S. 228)

Was immer die illegale Partei vertrat, ob sie die „Kurze Perspektive“ wünschte oder sich vor der „Langen“ fürchtete, sie benötigte immer sofort, also jetzt und heute, Geldmittel in ausreichendem Maße,

die ihr seit dem Sturz in die Illegalität auf legalem Wege nicht mehr zuflossen. Diese Wege waren oft geheimnisvoll und die dabei übergebenen Beträge konnten nur völlig integren Personen zur Weiterbeförderung überlassen werden. Muriel Gardiner war oft in derartige Manipulationen eingeschaltet und sie war aus Gründen der Konspiration weder darüber informiert, woher das Geld kam, noch wieviel es war und auch nicht, welchen konkreten Zwecken es dienen sollte.

Am Rande der politischen Tätigkeit der RS war es z. B. notwendig, in Haft befindlichen oder ins Ausland geflüchteten Gesinnungsgenossen, besonders aber deren notleidenden Familien Geld zu übermitteln. Bald nach dem Februar 1934 vermochte man für derartige Fälle karitative Organisationen aus dem Ausland zu gewinnen, allen voran die amerikanischen Quäker, die ihre Tätigkeit von österreichischen Helfern durchführen ließen, was von kontrollierenden Stellen des Regimes nur zum Teil toleriert wurde. Speziell in der Zeit nach dem 12. März 1938 war es dann im verstärkten Maße notwendig, den von den NS-Schergen bedrohten Menschen schnellstens mit Geld und vor allem mit gültigen Pässen und Ausreisepapieren beizustehen, damit sie noch rechtzeitig in ein Asyl land einreisen konnten.

Von allem Anfang an mußte dafür Sorge getragen werden, daß der Lebensunterhalt der Träger der illegalen Parteiarbeit gesichert wurde. Es gab zwar Mitarbeiter, die aus „bürgerlichen“ Berufen ein Einkommen bezogen, also z. B. als mobile Vertreter von Waren verschiedenster Art. Dies war besonders erwünscht und beliebt, weil solche Personen im ganzen Land herumreisten, ohne auffällig zu werden, und dabei für die Partei wichtige Kontakte aufrecht erhalten oder gar neu herstellen konnten. Viele der Akteure waren jedoch in diesen Jahren der Wirtschaftskrise Arbeitslose mit geringen offiziellen Unterstützungen oder gar bereits „Ausgesteuerte“ ohne derartige Zuschüsse. Diese mußten sowohl in ihrer Kleidung unauffällig wirken und benötigten etwa bei den sogenannten „Treffs“ mit Freunden, die sich vielfach in Lokalen abspielten, oder auch bei plötzlich notwendig werdenden raschen Taxi-Fahrten ein ausreichendes Taschengeld, von den Kosten für eine entsprechende, ebenfalls unauffällige Wohngelegenheit, die sie auch häufig wechseln mußten, ganz zu schweigen. Muriel Gardiner, die selbst von derartigen Problemen nicht berührt wurde, hatte für andere vielfach Hilfeleistungen dieser Art zu mobilisieren. „Die Kulcsars“ gehörten dagegen vornehmlich zu Empfängern solcher Zuwendungen und zwar in einem Maße, daß andere Genossen darüber sogar Bedenken laut werden ließen.

Als Hauptgeldquelle der illegalen Partei im Heimatland kam natürlich die im Ausland, nämlich im nahen tschechoslowakischen Brünn sitzende Zentrale der Partei in Betracht. Dorthin war ein Großteil der Parteigelder noch rechtzeitig vor der Niederlage

transferiert worden und dorthin flossen auch Mittel, welche sowohl von der sudetendeutschen als auch von der tschechischen Sozialdemokratie zur Unterstützung der österreichischen Partei zur Verfügung gestellt wurden.

Außerdem konnte man in Brünn auch mit finanziellen Hilfen aus dem Bereich der Sozialistischen Internationale rechnen, deren Generalsekretär der Österreicher Friedrich Adler gewesen ist.

Die Auslandsstelle der illegalen Partei, in der Abkürzung ALÖS genannt, hatte sich überaus prompt bei der Bewältigung aller genannten Probleme eingeschaltet und besonders auf einem Gebiet sofort begonnen, erfolgreich zu agieren, das übrigens ansehnliche Geldmittel beanspruchte, nämlich bei der Herstellung und dem Vertrieb von gedruckten Nachrichten- und Agitationsmaterialien. So wurde die *Arbeiter-Zeitung*, das Zentralorgan der Partei, umgehend schon seit dem Februar 1934 in einer Massenaufgabe in der Tschechoslowakei hergestellt und über die Grenze nach Österreich geschmuggelt und erfolgreich verbreitet. Vor allem dadurch hatte sich der Personenkreis, der in Brünn saß, als der wichtigste Kräftepol der alten Partei installiert. Damals wurde, gleichsam gestützt auf die Theorie von der „Kurzen Perspektive“, die Parole geprägt: „Wir kommen wieder!“ (Wisshaupt, 1967) In der Vorstellung, wie der Inhalt dieses Satzes aufzufassen sei, schieden sich jedoch die Geister. Denn die Vertreter der im Inland tätigen Genossen wollten keineswegs eine Art von Restauration der alten Partei, die im politischen Kampf versagt hatte, wie man kritisch vermerkte. Die Zukunft müsse daher in die Hände einer neuen Partei gelegt werden, der man auch einen neuen Namen gab; eben Revolutionäre Sozialisten, RS.

„Die Kulcsars“ – sie kamen ja aus der Gruppe „Neu beginnen“ (!) – vertraten diese Ansicht ganz klar. Schon ehe Buttinger die Leitung der RS übernahm, wurde diese Ansicht als allgemein anerkannt. Es war vor allem Otto Bauer, der in Brünn diese Entwicklung erkannte und akzeptierte und zumindest in der Theorie die Priorität und Autonomie der Partei im Inland proklamierte.

Im Gegensatz zur deutschen Sozialdemokratie, die an der Parteiführung im Ausland, nämlich in Prag, festhalten wollte und damit in große innerparteiliche Schwierigkeiten geriet, haben also die österreichischen Sozialisten ein grundsätzlich anderes Modell von der „Illegalen Partei“ zu realisieren versucht. Selbstverständlich funktionierte auch dieses nicht ohne Friktionen und Spannungen. Es war aber wohl der politischen Klugheit von Buttinger auf der einen Seite und von Otto Bauer auf der anderen zuzuschreiben, daß es immer wieder zu einem Ausgleich der Interessen zwischen den im Lande selbst und den im Ausland tätigen Genossen gekommen ist. Muriel Gardiner hat offensichtlich auf Details, die dabei eine Rolle gespielt haben, wenig oder gar keinen Einfluß genommen. Sie war vornehmlich auf die aufstrebende Praxis der Konspira-

tion beschränkt. „Die Kulcsars“ dagegen haben sich mit der „Gruppe Funke“ quasi-autonom am Rande der Brünner Szene installiert, von der sie die notwendige materielle Unterstützung bekamen, so daß sie schon ab März 1934 einige Nummern ihrer Publikation *Funke* mit dem Untertitel: *Sozialdemokratisches Kampforgan* beziehungsweise: *Diskussionsorgan des revolutionären Marxismus in Österreich* herausbringen konnten.

Ein Themenkreis, der in mannigfachen Variationen immer wieder bei den RSlern Auseinandersetzungen provozierte, war die Frage, welches Verhältnis man zu Kommunisten einnehmen sollte. Diese versuchten nach dem Februar 1934 möglichst viele Sozialdemokraten direkt für die KP zu gewinnen, was aber nur zum Teil gelang. Unermüdlich wurden später von beiden Seiten Verhandlungen angestrebt und auch durchgeführt. Sie scheiterten aber immer wieder wegen der Abhängigkeit der KPÖ von Moskauer Direktiven, die nie längere Zeit stabil blieben, und daran, daß die Gewalttheorie des russischen Kommunismus, die auch dem eigenen Volk gegenüber und innerhalb der eigenen Partei angewendet wurde, von der RS nicht akzeptiert werden konnte. Die Vorgänge in Moskau während der dreißiger Jahre, als die einstigen Spitzenfunktionäre der KP vor Gericht gestellt wurden, verstärkten diese Ablehnung der kommunistischen Methoden und der Diktatur Stalins. Darüber war übrigens niemand unglücklicher als Otto Bauer, der damals mit seiner Zielvorstellung vom „Integralen Sozialismus“, nämlich der Hoffnung auf eine Demokratisierung und Humanisierung des russischen Kommunismus, viele Sozialisten in der westlichen Welt faszinierte. Es wird erzählt, daß Otto Bauer einer Genossin – es könnte durchaus Muriel Gardiner gewesen sein –, die ihn und seine Frau in Brünn besuchte, erzählte, er hätte gelegentlich in der linken Schulter Schmerzen, die wohl vom Rheuma kämen. Seine Gattin Helene sagte darauf leise zu der Besucherin: „Es ist nicht Rheuma. Es sind die Moskauer Prozesse.“ Otto Bauer starb bekanntlich 1938 in Paris an einem Herzinfarkt.

Konträre Ansichten über KP-Kontakte und die politischen Methoden der Sowjets haben zweifellos allmählich die Beziehung zwischen Ilse und Leopold Kulcsar zerstört, worauf noch Bezug genommen werden wird. Er verstrickte sich nämlich im Laufe der Zeit immer mehr in sowjet-kommunistische Bahnen, während sie sich dem westlichen Lager des humanistisch-demokratischen Sozialismus zuwendete, der im weltanschaulich-kulturellen Austromarxismus stets dominierte.

Die Zurückhaltung gegenüber den Versuchungen durch die KP hat Muriel Gardiner offenkundig mit Josef Buttinger geteilt, obwohl sie in der Praxis der Konspiration auch mit Kommunisten zu tun hatte, von deren Einstellung sie aber zumeist gar nichts ahnte. So berichtet sie z. B. über das merkwürdige Verhalten eines jungen Engländers, der sie in einer ihrer Wohnungen im Frühjahr 1934 besucht

hatte und von dem sie einen heiklen Auftrag übernahm, wobei ihr erst nach Jahren bewußt geworden ist, daß es sich dabei um den späteren Agenten der russischen GPU, Kim Philby, gehandelt hat, der weltweit deshalb berühmt wurde, weil er innerhalb des englischen Geheimdienstes für die Sowjets tätig gewesen ist.

Ein weiteres Problem des politischen Verhaltens in der Illegalität erwies sich im März 1938 als besonders brisant und hat Buttingers Einstellung über die weitere Existenz der Partei maßgebend beeinflusst. Es handelte sich um die Frage, wie man sich zu den verschiedenen Einrichtungen, die vom österreichischen ständestaatlichen Regime den früheren Sozialdemokraten zugänglich gemacht wurden, verhalten solle. Otto Bauer schrieb darüber unter dem Titel: *Der Kampf um die legalen Arbeiterorganisationen*. Speziell für die in Wirtschaftsbetrieben beschäftigten Arbeitnehmer, die ehemalige sozialdemokratische Gewerkschafter gewesen sind, schien es aus verschiedenen Gründen aussichtsreich zu sein, in den neuen ständestaatlichen Gewerkschaftsbund einzutreten, diesen wenigstens teilweise zu „unterwandern“ und so die Legalität dieser Verbände zu nützen, um für die eigene, vorläufig noch illegale Sache Vorteile zu erlangen. Einer solchen Theorie gegenüber wurden innerhalb der RS Gedanken laut. Die allzu pragmatische Haltung mancher Gewerkschafter wurde als Opportunismus gebrandmarkt. Besonders warnte man davor, als in den letzten Tagen der Ersten Republik im März 1938 die von manchen schon lange, aber vergeblich angestrebten Kontakte mit der austrofaschistischen Regierung hergestellt wurden, und die illegale Opposition sich gleichsam als regierungstreu zu erklären bereit zeigte, wenn gewisse Zugeständnisse erfüllt werden würden. Denn damit wurde eine Dekonspiration vorausgesetzt, da sich Spitzenfunktionäre der Illegalen enttarnten und in die Öffentlichkeit traten, was besonders bei der berühmt gewordenen Vertrauensmännerversammlung am 7. März 1938 im Floridsdorfer Arbeiterheim geschah. (Hindels, 1976, S. 175) Josef Buttinger und seine Freunde befürchteten, daß mit diesem taktischen Manöver der Regierung die Machtübernahme durch Hitler nicht mehr verhindert werden könnte. Diese erfolgte dann wenige Tage später auch tatsächlich und führte dazu, daß – wie vorausgesehen – wesentliche Gewerkschafter gleichsam als Opfer der Dekonspiration sofort ins KZ Dachau gebracht wurden. (Hillegeist, 1974) Dies war für Buttinger das Signal für die schnelle Liquidierung der laufenden Parteiarbeit und für die Organisierung der Flucht aller noch nicht verhafteten Funktionäre.

Während auch Buttinger das Land verließ, verharrte Muriel noch mehrere Monate in Österreich und schaltete sich mutig bei den Rettungsaktionen ein, ja fuhr zwischendurch noch zweimal nach Brünn und einmal nach Prag, um falsche Pässe zu holen, die dringend benötigt wurden. Auch ihr Medizinstudium schloß sie in dieser Zeit mit den letz-

ten Prüfungen ab und gelangte dann erst im Herbst 1938 nach Paris, wo sie Josef Buttinger heiratete. Noch vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges übersiedelte dann das Paar endgültig in die USA. Auch die illegale Partei kam nach New York. Sie nannte sich nun Auslandsvertretung, AVÖS. Buttinger blieb bis Ende 1941 noch ihr Obmann. Dann erschien ihm jedoch die weitere Fortsetzung der politischen Tätigkeit nicht mehr sinnvoll, so daß er sich entschloß, aus der AVÖS auszutreten, deren neuer Obmann Friedrich Adler kurz darauf deren Arbeit „stillgelegt“ hat, wie man sich ausdrückte. Muriel hat den Rücktritt ihres Gatten von der österreichischen Politik durchaus begrüßt. Sie hatte, wie sie später bekannte, schon in Paris darunter gelitten, daß dieser als Vorsitzender der Partei „seine Zeit und Energien mit fruchtlosem Argumentieren“ im Kreise seiner Genossen verschwende, von denen jeder eine andere Meinung vertrat. Die Entscheidung Buttingers wird aber wohl reichlich oberflächlich betrachtet, wenn gemeint wird, er hätte sich „enttäuscht auf das Dasein eines Millionärs-Gatten zurückgezogen.“ (Marschalek, 1990, S. 242)

III. DIE SPÄTEN JAHRE

Das Leben, das die „Buttingers“ seit 1939 in den USA führten, war keineswegs auf ein Millionärs-Dasein zentriert. Ihre umfangreichen Hilfeleistungen für Emigranten, die aus Österreich auf Grund ihrer Interventionen gekommen waren, sind erst kürzlich ausführlich dokumentiert worden. Darüber heißt es: Sie

„haben unzähligen Österreichern, die vor Hitler in die USA flüchteten, Affidavits, Affidavitsgeber, Visa, Fahrkarten, Wohnungen, Kleidung, Medikamente, Lebensmittel, Darlehen für Geschäftsgründungen und Schulgeld zur Verfügung gestellt bzw. vermittelt“

und manchen dadurch buchstäblich das Leben gerettet. (Eppel, 1995, I, S. 39)

Daneben konzentrierte Buttinger sein Interesse speziell auf den Aufbau einer umfangreichen politisch-soziologischen Bibliothek, die wertvollste Austriaca aus der österreichischen Zeitgeschichte sammelte. Diese nahm bald den Charakter eines wissenschaftlichen Institutes an und wurde die Wirkungsstätte eines guten Freundes des Paares. Dieser – ein praktizierender Katholik – trug den gleichen Namen wie der „große“ Politiker und Theoretiker des Austromarxismus Otto Bauer und wurde daher auch schon seinerzeit in Österreich der „kleine Otto Bauer“ genannt. Er war in der legalen Zeit der Obmann des Bundes der Sozialdemokratischen Christen gewesen und konnte wegen seiner vielköpfigen Familie nur unter beträchtlichen Schwierigkeiten nach Amerika gebracht werden. Seine Mitwirkung bei der Aufarbeitung der Probleme des illegalen österreichischen Sozialismus, die auch Buttinger nicht losließen, wurde besonders nützlich, als der ehemalige Chef der RS ein um-

fangreiches Buch schrieb, *Am Beispiel Österreichs*, das 1953 erschien. Dieses Werk stieß im Kreise der neuen Partei übrigens zunächst auf massive Ablehnung, weil Buttinger manche „Säulenheilige“ der SPÖ bei der Schilderung von deren Tätigkeit in der Illegalität wenig freundlich behandelt hatte. Da Buttinger im Untergrund auch den Namen „Richter“ zu Tarnzwecken benützt hatte, wurde damals eine Rezension des Buches mit dem ironischen Titel versehen: „Buttinger als Richter“.

Auch Muriel entschloß sich, ihre Erlebnisse aus der Zeit der politischen Konspiration zusammenzufassen. Sie erschienen erst 1983 in englischer, später auch in deutscher Sprache unter dem Titel *Deckname Mary*; dies war ihr Tarnname, unter dem sie vielen Menschen in Österreich bekannt gewesen ist, die von ihrer eigentlichen Identität keine Ahnung hatten. Der besondere Anlaß, diese Memoiren zu verfassen, ergab sich für sie, wie sie berichtet, auch durch eine literarische Publikation, von der sie überrascht wurde. 1973 hatte die bekannte „linke“ amerikanische Schriftstellerin Lillian Hellmann einen Band mit literarischen Porträts: *Pentimento* publiziert. Dieses Wort stammt bekanntlich aus der Kunstwissenschaft und weist darauf hin, daß bei manchem Bild unter der zunächst sichtbaren Farbschicht eine darunterliegende zweite mit einem anderen Motiv oder Porträt gefunden werden kann. Eine der Geschichten dieses Bandes handelt von einer solchen im „Untergrund“ vorhandenen Person. Sie trägt den Namen „Julia“ und führt in der politischen Illegalität der Antifaschisten Mitteleuropas in den dreißiger Jahren ein abenteuerliches Leben. Schon beim Erscheinen dieses Buches machten Muriel manche Freunde und Bekannte darauf aufmerksam, daß mit dieser „Julia“ sie gemeint wäre. Derartige Hinweise vermehrten sich dann, als Hellmanns Geschichte auch verfilmt wurde und viel Erfolg hatte, zumal der Film eine hervorragende Besetzung aufwies. Die Gestalterin der „Julia“ war Vanessa Redgrave, weiters spielten noch Jane Fonda und Maximilian Schell mit; Regie aber führte Fred Zimmermann, der durch seinen Streifen „High Noon“ in die Filmgeschichte eingegangen war und in „Julia“ als geborener Wiener offensichtlich anstrebte, das österreichische Milieu eindrucksvoll zu schildern. In Hinsicht auf dieses literarisch und filmisch erfolgreiche Kunstwerk mit seinen Erweiterungen und Ausgestaltungen erweist sich Muriels Buch gleichsam als Gegenüberstellung der historischen Wahrheit. Ein Zusammentreffen mit Lillian Hellmann oder mit den Filmleuten hat sie nie angestrebt, zumal ihre wirklichen Interessen in den letzten Jahren ihres Lebens in ganz anderer Richtung verließen.

Als Psychotherapeutin besaß Muriel bereits eine ausgedehnte Beratungspraxis. Wissenschaftlich erwarb sie sich besondere Verdienste auf dem Gebiete der Geschichte der Psychoanalyse, weil sie 1971 alle wesentlichen Materialien über das Leben des sogenannten „Wolfsmannes“ publizieren konn-

te. Dieser frühe Patient Sigmund Freuds begegnete ihr nämlich nach dem Jahre 1945, so daß sie über dessen Alterspersönlichkeit Ausführliches berichten konnte. Mehrere Zusammenkünfte mit ihm fanden in Österreich statt, was von ihr zu wiederholten Besuchen bei alten Freunden in Wien genutzt wurde.

In einer weiteren Publikation hat sie sich mit der Psyche und dem Sozialverhalten von jugendlichen Mördern beschäftigt, deren Leben sie bei Besuchen in amerikanischen Jugendstrafanstalten recherchierte und behutsam zu analysieren versuchte. Diesem Buch hat ihr Freund aus alten Tagen, Stephen Spender, ein verständnisvolles Vorwort beigegeben. Mit diesem Werk hat sie vielleicht spät, aber doch wenigstens in Ansätzen eine Beziehung hergestellt zu manchen psychologischen und sozialpädagogischen Ansätzen, die ihr seinerzeit am Rande der austromarxistischen Theorie begegnet sein könnten. Mit den Prinzipien des sogenannten Freudo-Marxismus hat sie sich allerdings nie auseinandergesetzt, obwohl sie in ihrer Frühzeit in Wien z. B. mit Siegfried Bernfeld und vielleicht sogar mit Wilhelm Reich zusammengetroffen sein dürfte. Als Psychoanalytikerin verharrte sie im Rahmen einer eher konservativen Tradition. Politisch aber konzentrierte sich ihr Streben immer schon auf Aspekte eines humanen und demokratisch-liberalen Sozialismus, für den sie mutig und selbstlos eintrat und auch Opfer zu bringen bereit gewesen ist.

„Die Kulcsars“ hatten bereits im November 1934 Österreich verlassen. Dies geschah in einer Art, über die Muriel Gardiner aus eigenem Erleben mit sichtlichem Unbehagen berichtet. Es erwies sich dabei nämlich, daß – wie schon angedeutet wurde – die beiden die Regeln der Konspiration wohl theoretisch beherrschten, sie aber in der Praxis aus oft inferioren Gründen nicht einhielten und dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch andere gefährdeten. In einer solchen Situation der Gefahr zogen sie sich daher in eine Art von Versteck zurück, wohin ihnen Muriel auf einem einigermaßen abenteuerlichen Weg falsche Pässe bringen mußte, mit denen sie zunächst nach Brünn gelangten. 1936 entschlossen sie sich dann nach Spanien zu reisen, um sich in dem dort tobenden Bürgerkrieg auf Seiten der Republik gegen Franco in geeigneter Weise nützlich zu machen. In der Verworrenheit der fraktionellen Gegensätze, die es im republikanischen Lager gab, entfernte sich Ilse immer mehr von den Ansichten ihres Gatten. Sie ging daher bald allein nach Madrid, also direkt in die Frontlinie, wo sie eine Beschäftigung als Dolmetscherin in der „Telefonica“ fand, der Zensurstelle, in der die Berichte der ausländischen Berichtersteller überprüft werden sollten. Der Leiter dieser Stelle war der spanische Autor Arturo Barea, mit dem sie nach einiger Zeit in ein intimes Freundschaftsverhältnis trat. Barea hat später eine großangelegte romanhafte Autobiographie geschrieben, die 1955 deutsch erschien: *Hammer oder Amboß sein*. Darin schildert er relativ aus-

föhrlich sein Zusammentreffen mit Ilse und wie sich aus seiner Sicht ihre endgültige Lösung von Leopold Kulcsar vollzog. Trotz einer zweifellos dichterischen Umkleidung dieser Geschehnisse vermitteln die entsprechenden Stellen seines Romans doch ein anschauliches Bild von Ilses Persönlichkeit. Diese hatte, kaum daß sie die „Telefonica“ betrat, bereits resolut zu agieren begonnen, zumal sie im Gegensatz zu den dort tätigen Spaniern sich im Umgang mit den ausländischen Journalisten als multilingual befähigt und kontaktgeschickt erwies. Barea entwirft von ihr ein scharf konturiertes Porträt in wenigen Worten, das leicht ironisch klingt und wohl auch ihre Zustimmung gefunden hat:

„Ich stöhnte innerlich auf. Da war mir ein Brocken zu gefallen: eine Revolutionärin, eine Intellektuelle und eine Besserwiserin!“ (Barea 1952, S. 614)

Nach dem frühen Tod Leopold Kulcsars am Beginn des Jahres 1938 und vor dem Zusammenbruch der spanischen republikanischen Front gelangten Ilse und Arturo noch ohne besondere Schwierigkeiten zuerst nach Frankreich, wo sie heirateten und von wo sie schließlich in die Emigration nach England flüchteten. Dort unterstützte sie – soweit dies möglich und zweckmäßig schien – seine literarischen Arbeiten. So übersetzte sie seine Essays über Unamuno und Lorca ins Englische und trug einiges dazu bei, daß seine Autobiographie auch noch in Österreich erschien, ehe er 1957 starb. Ilse hatte frühere Verbindungen in ihrer alten Heimat wieder angeknüpft und auch Kontakte politischer Natur wieder aufgenommen. So wurde sie Mitautorin einer Geschichte der österreichischen Eisenbahnergewerkschaft. In einem Gespräch bei einem ihrer Besuche in Wien, das eine deutliche Wendung ins Nostalgische nahm, meinte sie daher einmal:

„In meiner Jugend hätte ich nie gedacht, daß ich im Alter als Bezirksrätin der Labour-Party in einem Vorstadtparlament Londons mich um Probleme der Mistabfuhr und der Straßenbeleuchtung kümmern werde.“

Ihre Bindung an Wien wurde in ihrem späteren Leben dann noch in einer weiteren bedeutsamen literarischen Produktion deutlich. In Opposition zu der üblichen Betrachtungsweise der österreichischen Geschichte, die auch im angelsächsischen Kulturbereich sehr verbreitet ist, verfaßte sie eine Geschichte Wiens, die in eigenständiger Weise an die Tradition einer austromarxistischen Kulturgeschichte anschließt. Einer ihrer alten Freunde äußert sich darüber, indem er erkennt, daß dies

„wohl das lesenswerteste Buch auf diesem Gebiet ist; leider ist es bisher nur in englischer und dänischer Sprache erschienen.“ (Simon, 1979, S. 135)

Mit einer offenbar besonderen Geste hat Ilse ihre Heimkehr in den geistigen Bereich ihrer Jugend in Wien kundgetan, als sie diesem Buch die Widmung voranstellte: „To the memory of my parents“. Sie kehrte 1965 immer wieder nach Wien zurück, wo sie 1976 auch verstarb.

Die engere Beziehung zwischen Muriel Gardiner und Ilse Kulcsar hat sich bloß auf wenige Monate des Jahres 1934 beschränkt. Muriel aber hat in diesen Tagen des illegalen, konspirativen Erlebens von den „Kulcsars“ so gewichtige intellektuelle und emotionale Eindrücke empfangen, daß sie ihr bis ins Alter präsent geblieben sind. So erzählt sie noch in ihrem Spätwerk eine Episode, die fast wie das Schlüsselerlebnis einer sensiblen Psychologin in der Konfrontation mit der Grausamkeit der Politik aufgefaßt werden kann.

„Die Kulcsars lernte ich natürlich besser kennen, als ich aktiver im Untergrund arbeitete. Eine Unterredung mit Poldi versetzte mich in höchste Aufregung. Er sprach von einem Genossen, den er des Verrats bezichtigte, wenn ich auch heute nicht mehr sagen kann, was seinen Verdacht erregt hatte. Wenn das wahr ist, kam er zum Schluß, werden wir ihn aus dem Weg räumen müssen. Mir stockte das Blut, zum Teil wegen der Worte, die Poldi gebraucht hatte und zum Teil wegen des Ausdrucks in seinem Gesicht und seiner Stimme, als er sie aussprach, um ihn weiter zu befragen; wahrscheinlich fehlte mir auch der Mut. Ich wollte darüber nachdenken. War denn meine augenblickliche Reaktion gerechtfertigt? War Poldis Schlußfolgerung eine logische Notwendigkeit in einer gewalttätigen, tyrannischen Welt? Ich dachte sehr viel darüber nach und tue es immer noch.“ (Gardiner, 1989, S. 62)

Josef Buttinger hat sich in seinem kritischen Buch über die Kulcsars weniger emotional erregt, sondern recht sachlich geäußert:

„Ungeachtet ihrer Teilnehmerschaft an den Fehlern und Vergehen ihres Mannes verriet Ilse Kulcsar stets Spuren von Rücksicht auf die Gefühle und Bedürfnisse anderer Menschen. Die zeitgemäße politische Erscheinung ihres Gatten war von einer solchen Schwäche frei.“ (Buttinger, 1972, S. 216)

Geradezu enthusiastische Worte hat dagegen die berühmte Psychoanalytikerin und Tochter Sigmund Freuds, Anna Freud, Muriel Gardiner gewidmet, als sie schrieb:

„Mein eigenes Leben sagt mir sicher zu, doch wäre es mir nicht zuteil geworden und hätte ich ein anderes zu wählen gehabt, so wäre es sicher das ihre gewesen.“ (Gardiner, 1989, Umschlag)

LITERATUR:

- BAREA, ARTURO: Hammer oder Amboß sein. Wien 1955
 BAUER, OTTO: Die illegale Partei. Wien 1971
 BUTTINGER, JOSEF: Das Ende der Massenpartei. Am Beispiel Österreichs. Frankfurt 1972. Erstauflage: Privatdruck 1953
 DERS.: Ortswechsel. Frankfurt 1979
 EPPLE, PETER: Österreicher im Exil. USA 1938–1945. 2 Bände. Wien 1995
 GARDINER, MURIEL: Der Wolfsmann vom Wolfsmann. Sigmund Freuds berühmtester Fall. Fischer (F.Tb. Nr. 6764), Frankfurt 1972
 DIES.: The Deadly Innocents. Portraits of Children who Kill. New York 1976
 DIES.: Code Name „Mary“. London 1983. Deutsch: Deckname Mary. Erinnerungen einer Amerikanerin im österreichischen Untergrund. Wien 1989
 GEDYE, G. E. R.: Als die Bastionen fielen. Wien 1981
 GUNTHER, JOHN: Die verlorene Stadt. Wien 1964
 HELLMANN, LILLIAN: Julia, in: Pentimento. A Book of Portraits. New York 1973
 HILLEGEIST, FRIEDRICH: Mein Leben im Wandel der Zeiten. Wien 1974
 HINDELS, JOSEF: Österreichs Gewerkschaften im Widerstand. Wien 1976
 JARKA, HORST: British Writers and the Austria of the Thirties, in: D. Hirsch (Hg.): Österreich und die englische Welt. 2. Band. Wien 1968.
 DERS.: Jura Soyfer. Wien 1987
 KREISKY, BRUNO: Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten. Berlin 1986
 KULCSAR, ILSE: Die Großmächte der Finanz und Industrie. Wien 1930
 DIES.: Vienna. Legend and Reality. London 1966
 DIES.: Mitarbeit an: Der Funke. Diskussionsorgan des revolutionären Marxismus in Österreich. Redaktion Wien, ab März 1934.
 DIES.: Mitarbeit an: 80 Jahre Gewerkschaft der Eisenbahner. Wien o. J. (ca. 1972)
 DIES.: Übersetzungen ins Englische: Barea Arturo, Lorca. The Poet and his People. New York 1949; ders., Unamono. Cambridge 1952
 LINGENS, ELLA: Zum Tod Muriel Gardiners. Sigmund Freud House Bulletin Vol. 9 / Nr. 1, Summer 1985
 MARSCHALEK, MANFRED: Untergrund und Exil. Österreichs Sozialisten zwischen 1934 und 1945. Wien 1990
 NEUGEBAUER, WOLFGANG: Bauvolk der kommenden Welt. Wien 1975
 PELINKA, PETER: Erbe und Neubeginn. Die Revolutionären Sozialisten in Österreich 1934 bis 1938. Wien 1981
 REVENTLOW, ROLF: Spanien in unserem Jahrhundert. Wien 1968
 SCHEU, FRIEDRICH: Der Weg ins Ungewisse. Wien 1972
 SIMON, JOSEPH: Augenzeuge. Wien 1979
 WISSHAUPT, WALTER: Wir kommen wieder. Wien 1967

RUTH MÄTZLER

**„DER WEG ZUM WIR“ – PFAD DER ERKENNTNIS, ODER SACKGASSE?
Alice Rühle-Gerstels Versuch einer Synthese von Marxismus und
Individualpsychologie**

Als ich die Einladung bekam, über Alice Rühle-Gerstel zu berichten, stellte ich mir als erstes die Frage, was denn wohl die deutschstämmige Jüdin aus Prag ganz konkret mit Wien verbunden haben mag. Dabei fiel mir – und ich mußte schmunzeln – eine Begebenheit ein, die Alice Rühle-Gerstel ihrem Freund Henry Jacoby berichtet hatte: Als Studentin hätte sie unter chronischer Obstipation gelitten und diese Verstopfung auf einen Konflikt mit ihrem damaligen Freund zurückgeführt. Dies erzählte sie Alfred Adler, verbunden mit dem Wunsch, bei ihm eine psychotherapeutische Behandlung zu beginnen. Daraufhin antwortete ihr der Großmeister der Individualpsychologie:

„Junges Fräulein, warum denn gleich ein so durchschlagendes Mittel, versuchen wir es doch ersteinmal mit einem Apfel vor dem Schlafengehen!“

Ob Alice Rühle-Gerstel diesem pragmatischen Rat gefolgt ist, wurde nicht überliefert. Fest steht jedoch, daß sie schließlich in München, wo sie bis 1921 Philosophie studierte, bei dem wichtigsten Lehranalytiker der deutschen Individualpsychologen, dem Nervenarzt Leonhard Seif, eine Analyse begann, die sie dazu befähigte, selber therapeutisch und lehrend tätig zu werden. Übrigens war es auch Leonhard Seif, der seine Münchner Erziehungsberatungsstelle später voll auf nationalsozialistischen Kurs bringen sollte. Ein Umstand, der uns später im Zusammenhang mit der kritischen Beleuchtung der individualpsychologischen Theoriebildung noch beschäftigen soll.

Doch kehren wir zurück in das Jahr 1921, in dem Alice Gerstel den bekannten Rätetheoretiker und Marx-Biographen Otto Rühle heiratete. Sie traf ihn an in einem Zustand der Ratlosigkeit angesichts der enttäuschenden politischen Entwicklung, nämlich der Zersplitterung der revolutionären Rätebewegung, deren Wortführer er war. Während Otto Rühle seine Frau auf undogmatische Weise mit dem Marxismus vertraut machte, brachte sie ihm die Arbeiten Alfred Adlers nahe, die für viele politisch ungelöste Fragen psychologische und pädagogische Antworten bereit zu halten schienen.

Aus dieser gegenseitigen geistigen Befruchtung ging ihr 1927 erstmals in Dresden erschienenenes Werk *Der Weg zum Wir* hervor, einer damals wie heute programmatischen Schrift zur Verbindung von Marxismus und Individualpsychologie. Aber auch feministisch Interessierten dürfte die Autorin nicht unbekannt sein, hatte sie doch 1932 ihr heute bereits zum Klassiker avanciertes Buch *Die Frau und der Kapitalismus* geschrieben.

Daß Alice Rühle-Gerstel, ehemals Bewunderin Leo Trotzki's, mehr war als eine kämpferische Uto-

pistin, zeigt ihr äußerst sensibler und von Selbstzweifeln durchdrungener Exilroman *Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit* (1984), indem sie ihr literarisches alter ego, Hanna Last (!), bittere Bilanz ziehen läßt: Ihre Hoffnungen hinsichtlich eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“, auf dem Hintergrund individualpsychologischer Einsichten, waren durch den Sieg des Faschismus in Europa und die Machtergreifung Stalins nachhaltig zerstört worden. Diese tiefgreifende Desillusionierung trug sicher mit dazu bei, daß sich Alice Rühle-Gerstel 1943 im mexikanischen Exil dazu entschloß, ihrem an Herzversagen gestorbenen Mann freiwillig in den Tod zu folgen.

Beschäftigt man sich heute wieder aus der vorteilhafteren Perspektive der „Späterlebenden“ (Norbert Elias) mit ihrer Schrift *Der Weg zum Wir*, läßt das Werk nicht nur die euphorische Aufbruchsstimmung einer Bewegung erahnen, deren Ziel es war, althergebrachte bürgerliche Lebensmuster zu sprengen – sowohl politisch als auch kulturell –, sondern es impliziert auch schon das zwangsläufige Scheitern dieses hohen Anspruches.

Im folgenden soll der Versuch unternommen werden, einen kurzen Einblick in das in den achtziger Jahren wieder aufgelegte Buch zu geben und eine kritische Betrachtung der Thesen Alice Rühle-Gerstels anzustellen.

„DER WEG ZUM WIR“ –
EINE BESTANDSAUFNAHME

Der Titel des Werkes impliziert bereits, daß es sich aus der Sicht der Autorin auf den Weg in eine neue Zukunft zu machen gilt, in der entgegen der herrschenden Vereinzelung des Individuums die Gemeinschaft sinnstiftend wirken soll. In dem Bewußtsein, sich an einer geschichtlichen Umbruchstelle zu befinden, analysiert sie zunächst die Zwänge der bestehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung und entwirft dann Lösungsmöglichkeiten zu ihrer Überwindung. Sie nimmt dazu die beiden Theorien zu Hilfe, die ihrer Ansicht nach nicht nur den nötigen Erklärungsansatz für die „Praxis des notvollen Lebens“ und das „heutige Chaos“ bieten, sondern auch „eine Absage an den gegenwärtigen Zustand und ein Bemühen um neue Gesellschafts- und Menschwerdung“ enthalten (1927, S. 14), den Marxismus und die Individualpsychologie. Alice Rühle-Gerstel nennt sie in Abgrenzung zu den systemstabilisierenden bürgerlichen Wissenschaften, „revolutionäre Wissenschaften“ (1927, S. 143f). Sie weisen sich dadurch aus, daß sie

„die überkommene Methodik (zerstören), indem sie den dogmatischen Kausalitätswahn mit der kausal-finalen Dialektik vertreiben. Sie brechen mit dem Prinzip der vereinzelt Analyse und schreiten zur zusammenfassenden Synthese vor. Sie nehmen zum Gegenstand nicht das Dingliche und nicht das Schemenhafte, sondern das Menschlich-Wirkliche“ (1927, S. 148)

ganz im Sinne des oft zitierten Marx-Wortes von der Aufhebung der Philosophie durch ihre Verwirklichung. Doch dieser Sachverhalt fordert eine eingehende Erläuterung. Zu Beginn ihres Werkes *Der Weg zum Wir* stellt sie ausführlich die Grundlagen der politischen Ökonomie, der materialistischen Geschichtsauffassung aus marxistischer Sicht ebenso wie die revolutionäre Praxis des Klassenkampfes dar. Die gesellschaftliche Realität beschreibt Alice Rühle-Gerstel wie folgt:

„Der Kapitalismus ist die Epoche der Menschheitsgeschichte, in der alles Leben Wirtschaftsleben geworden ist, ebenso wie alle Dinge, ja mehr als die Dinge, auch Begriffe, Worte, Gefühle zu Waren geworden sind“. (1927, S. 17)

Die Menschen begegnen sich im Wirtschaftsleben fast ausschließlich als Käufer und Verkäufer. Die menschliche Arbeitskraft steht nicht mehr in einem größeren Sinnzusammenhang, der von der Erfüllung existentieller Bedürfnisse, der Bedarfsdeckung getragen ist, sondern sie wird verkauft, um ein künstliches, nach rein ökonomischen Gesetzen ausgerichtetes System zu erhalten, von dem lediglich der Kapitaleigner profitiert. Insofern wird der Mensch nur nach seiner im Produktionsprozeß gezeigten Effizienz, nach seinem „Mehrwert“, beurteilt. Individuelle Eigenheiten werden der Forderung nach stereotyper Einordnung in mechanisierte Arbeitsprozesse geopfert. Es gilt sowohl für Menschen als auch für Dinge, daß sie

„gewaltsam gleichgesetzt (werden), unbeschadet ihrer Besonderheiten im Guten und Schlechten. Die Vergleichsmöglichkeit 'so oder anders' wird ausgelöscht von der gesellschaftlichen Vergleichswirklichkeit 'mehr oder weniger'“. (1927, S. 20)

Der Mensch wird entindividualisiert und damit selber zur Ware. Da nicht mehr der Einzelne mit seinen authentischen Bedürfnissen im Mittelpunkt steht, sondern sein Leben von der Produktion zu meist unnötiger Dinge diktiert wird, erhalten die Waren für ihn eine ganz zentrale Bedeutung. Sie bekommen Fetisch-Charakter und werden zur Prothese für fehlende mitmenschliche Beziehungen, die im Klima des rücksichtslosen Wettbewerbskampfes verkümmern.

Diese scheinbar zwangsläufige Gesetzmäßigkeit der kapitalistischen Ökonomie hat prima vista den Charakter der vermeintlichen Unabwendbarkeit angenommen. Für Alice Rühle-Gerstel ist es das oberste Ziel ihrer aufklärerischen Arbeit¹, die systemimmanente Logik des Kapitalismus sichtbar zu machen, sie damit zu durchbrechen und den Menschen (mit Hilfe der Individualpsychologie) aus

seiner ihm durch die gesellschaftliche Realität zugefügten psychischen Deformation herauszuhelfen. Mit rein politischer Agitation ist dieser „Verblendungszusammenhang“, wie es Adorno später formulieren sollte, nicht aufzulösen, weil sich die „Gesellschaftsform mit Zwangscharakter“ (1927, S. 46) tief in alle zwischenmenschlichen Beziehungen, in Ehe, Familie, Erziehungsformen und das Geschlechterverhältnis, eingeschrieben hat, was wiederum zur Ausprägung spezieller Neurosen, ja zu einem ganz bestimmten Sozialcharakter führt. Was verbindet Alice Rühle-Gerstel nun ganz konkret mit ihrem Neurosenbegriff?

„Die Neurose ist keine Krankheit, sondern eine Lebensweise. In ihr ist die Abgeschlossenheit des Individuums von der Gemeinschaft der anderen Individuen zur kennzeichnenden Kategorie der Seele geworden“. (1927, S. 79)

Die hier zitierte Aussage von Alice Rühle-Gerstel ist von zentraler Bedeutung für ihr Neurosenverständnis. Sie fokussiert den Begriff auf ein mangelhaft ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl des Einzelnen. Das Ich des Neurotikers existiert abgetrennt von der Gemeinschaft. Er erlebt sich mit seinen Fähigkeiten und Schwächen nicht eingebunden in eine Gruppe, deren Mitglieder sich zum Zwecke eines optimalen Zusammenlebens gegenseitig ergänzen, sondern er isoliert sich und kämpft in einer Gegenbewegung zu seinen Mitmenschen um persönliche Überlegenheit. Es geht ihm hauptsächlich um die *Quantität* von Einfluß und Bedeutung in einer Rangordnung von Vereinzelt, nicht um die *Qualität* zwischenmenschlicher Beziehungen in ihren mehrdimensionalen, vielschichtigen Erscheinungsformen. Bei der Einschätzung seiner Mitmenschen und seiner eigenen Person ist für ihn ausschließlich das Kriterium der „Geltung“ von Bedeutung. Geltung glaubt er durch Leistung im Sinne der oben beschriebenen kapitalistischen Produktionsverhältnisse erringen zu können. Geltung wird für ihn einerseits zum Gradmesser des individuellen Wertes, aber auch zum Indikator von Macht im Sinne von „Flüssigmachung persönlicher Überlegenheit“. (1927, S. 81)

„Unabhängig von seinem individuellen Wollen und Können erscheint ihm (dem Neurotiker, R. M.) nun über allen Menschen ein Netz von Geltungsnuancen ausgespannt, in dem jede Masche über ein Individuum fällt, wie ein außerpersönliches Schicksal. Die Wertskala erstarrt zum Fetisch. Die Genealogie der Geltung (von der gemeinnützigen Leistung her) ist dem allgemeinen Bewußtsein entschwunden und wird vom Individuum im Unterbewußtsein zurückgehalten“. (1927, S. 81)

Die Begriffe „Geltung“ und „Macht“ haben, wie man diesem Zitat entnehmen kann, nicht eo ipso eine negative Konnotation, sondern können auch Ausdruck einer „Gemeinschaftsleistung“ sein und damit eine positive Bedeutung erfahren.

Der neurotische Einzelne, gefangen in der eigenen quantitativen Weltansicht, lenkt „sein Bewußtsein

einschätzend und vergleichend" auf sich selber und „legt sich auf einen bestimmten Grad von Wertigkeit fest“. Die verschiedenen Ursachen dafür, sucht er beispielsweise in „seinem angeborenem Charakter“, „den Erziehungsmaßnahmen, denen er als Kind ausgesetzt war“, „seiner sozialen Lage“ oder „seinem Schicksal“ (1927, S. 82f). Dabei fällt seine Selbsteinschätzung nicht nur grundsätzlich negativ aus, sondern er glaubt auch in geradezu fatalistischer Weise an die Unabänderlichkeit seiner Mängel. Dieses permanente Minderwertigkeitsgefühl versucht er nun durch Erlangung von möglichst viel Macht zu kompensieren, sich den fehlenden Wert durch Geltung zu ersetzen. Auf diesem Hintergrund sind für ihn alle Mitmenschen in erster Linie Rivalen, entweder über- oder unterlegen.

„Er betritt den Schauplatz seiner menschlichen Tätigkeit wie einen Kriegsschauplatz, auf dem es nur um Lorbeeren oder Niederlagen geht“. (1927, S. 83f)

Eine wirkliche Zufriedenheit mit sich selber bleibt dem Neurotiker versagt, denn seine vermeintlichen oder tatsächlichen Defizite bleiben für ihn trotz aller Anstrengungen immer spürbar. Die damit verbundene permanente Kränkung ist somit ständiger Motor für sein Überlegenheitsstreben. In der Terminologie der modernen Narzißmusforschung gesprochen, könnte man diesen Mechanismus auch als Ausdruck einer Spaltung von lädiertem Selbstwertgefühl und grandios-exhibitionistischem Selbst beschreiben. Die Tatsache, daß alle Erinnerungen und Erfahrungen eines auf diese Weise strukturierten Menschen lediglich dazu dienen, sein Minderwertigkeitsgefühl zu zementieren, bedeutet für die Gemeinschaft einen großen Verlust, denn die neurotischen Kompensationsversuche, von Alice Rühle-Gerstel als „neurotische Plusmacherei“ bezeichnet (1927, S. 88), sind durchwegs von unfruchtbarer Natur. Dieser Vorgang erinnert an die Errichtung eines potemkinschen Dorfes. Das Produkt der angeblichen Leistung entlarvt sich bei genauerer Betrachtung als bloße Kulisse. Den positiven Gegenentwurf dazu hat Alice Rühle-Gerstel folgendermaßen formuliert:

„Die Funktion des Gedächtnisses ist eine gemeinnützige, wie auch die der Sprache und des Verstandes. Erfahrungen und Erlebnisse, die für den Fortbestand und Förderung des Menschengeschlechts von Bedeutung sind, müssen als Warner und Helfer für die Zukunft aufbewahrt werden. Sie sind sozusagen Vorräte für Zeiten der Not, die über gefährliche Lebensabschnitte hinwegtragen sollen“. (1927, S. 85)

Sie schließt mit dieser Überlegung an das Stadium der Menschheit vor dem Beginn der Individuation und vor der Entstehung des Privateigentums an. Während dieser Phase der Menschheitsentwicklung hat es, nach Meinung der Autorin, in Anlehnung an Marx, eine in ihrem Sinne funktionierende Gemeinschaft gegeben.

Doch zurück zum Umgang des Einzelnen mit seiner ganz persönlichen, konkreten Vergangenheit. Aus der Sicht Alice Rühle-Gerstels liegt darin

der „Dreh- und Angelpunkt des neurotischen Systems“ begründet (1927, S. 88). In der Rückbesinnung und Bezugnahme auf die Kindheit und das bereits verstrichene Leben als Erklärung und Entschuldigung für alle Realitäten, wittert sie in erster Linie die Gefahr eines Rechtfertigungsvorganges. Das Leben, beziehungsweise die Vergangenheit ist nicht etwas Determiniertes, das einem „zustößt“, sondern Produkt eigenen Handelns und damit bewußt veränderbar. Insofern ist auch jeder für seine Niederlagen mitverantwortlich und kann nicht Mißerfolge delegieren, während er die Erfolge ausschließlich mit seiner eigenen Person in Zusammenhang bringt.

Eine nach dem Vorbild kapitalistischer Gesetzmäßigkeiten strukturierte Lebensführung muß zwangsläufig, so ihre These, auf die Dauer zu inneren und äußeren Krisen führen. Der Mensch entwickelt nicht nur eine „pessimistisch-mutlose Weltanschauung“ sondern er

„entfernt sich (auch) immer weiter von den Aufgaben des Lebens, weil er immer unerfüllbarere Bedingungen an jede zu leistende Arbeit, jede zu gestaltende mitmenschliche Beziehung stellt. Die Aggression gegen das Leben, die vielleicht flüchtige Triumphe brachte, ruft allzubald die Gegenaggression des Lebens hervor: mit Verlassenheit, Untätigkeit, Krankheit, oft genug mit materiellem Mangel kündigt sich die neurotische Krise an“. (1927, S. 93)

Diesen Krisen begegnet der Betreffende zumeist mit einem Rückzug auf sich selber, was einer „Ausschaltung des gefährlichen Geltungswettkampfes“ (1927, S. 93) gleichkommt. Mitmenschliche Kontakte beschränken sich in diesem Fall auf ganz wenige Personen seiner nächsten Umgebung, Krankheiten entwickeln sich zum Lebensinhalt und entheben ihn aller realen Lebensaufgaben, der Tagesablauf wird durch zwanghaft exekutierte Rituale bestimmt, alles was nicht in seine engmaschige Vorstellungswelt paßt, ruft paranoide Reaktionen hervor. Mit zunehmender Isolierung von der Gemeinschaft nimmt auch die Depression immer mehr überhand und endet nicht selten im Selbstmord. Der „tiefere Tod“, wie Alice Rühle-Gerstel es ausdrückt, ist jedoch die Psychose. Die neurotischen Manifestationen werden ins Wahnhafte gesteigert und die Ebene der Realität endgültig verlassen.

Der von Alice Rühle-Gerstel geschilderte „neurotische Charakter“ kommt in dieser extremen Pointierung, dieser idealtypischen Form im realen Leben jedoch selten vor. Die zugespitzte Beschreibung wird von ihr selber als „Arbeitsformel“ (1927, S. 97) bezeichnet, auf deren Hintergrund sie Gesetzmäßigkeiten für die „allgemeine Seelenlehre“ (1927, S. 98ff) aufstellen will.

Unter diesem Begriff versteht Alice Rühle-Gerstel eine Wissenschaft, welche die der „Vergemeinschaftung“ im Wege stehenden individuellen Besonderheiten der Menschen reflektiert und in einem bestimmten Zusammenhang analysiert. Dies passiert mit dem klar definierten Ziel,

„die Menschheit aus dem Gefängnis der ohnmächtigen Verdinglichung (zu) befreien“. (1927, S. 100)

Die „Seele“ an sich ist

„jenes spezifisch menschliche Organ des Vorausführens, Planens, Schließens, Inzusammenhangbringens.“

Da am Anfang der Menschheitsgeschichte die einzige Form der Sicherung die Gruppenbildung war, ist folglich eine „Gruppenseele“ entstanden. Diese

„registriert die erreichten Sicherheiten. Sie entwickelt aber allmählich auch eine Funktion der Warnung, um neuer Unsicherheit schneller Herr zu werden: das Unsicherheitsgefühl oder die Angst. Dieses durchaus kollektive Gefühl der Unzulänglichkeit wird kollektiv kompensiert im Gemeinschaftsgefühl“. (1927, S. 120)

Die antagonistische Kraft zum Gemeinschaftsgefühl ist das durch die Herausbildung des Privateigentums entstandene „Persönlichkeitsgefühl“ des sich von der Gruppe abspaltenden Individuums. Zur kollektiven Unsicherheit tritt nun noch eine dadurch bedingte individuelle Unsicherheit hinzu. Die Kompensation der individuellen Unsicherheit geschieht, wie bereits ausgeführt, durch das Geltungsstreben.

„Das Gemeinschaftsgefühl wird (dadurch) an den Rand der Seele gedrängt und stirbt allmählich ab ... Der Machtmensch wird zum Zeittypus“. (1927, S. 123)

Die Neurose wird also der normale Seelenzustand. Die Geschichte der Menschheitsentwicklung vom kommunistischen Urzustand bis zum dieser Gemeinschaft entfremdeten Einzelnen in der kapitalistischen Gesellschaft wiederholt sich – pars pro toto – in der Lebensgeschichte jedes Einzelnen. Das unsichere, hilflose Kind, welches noch kein „Ich“ ausgebildet hat, entwickelt zu seiner Überlebenssicherung eine „Gruppenseele“. Es ist abhängig von der Zuwendung seiner Umgebung. Mit der Ich-Werdung verinnerlicht es dann die überindividuell präformierten Geltungsziele seiner Bezugspersonen und übernimmt

„als Erbmasse alle Mängel der Individualität ..., die nach einer erhöhten Kompensation schreien“. (1927, S. 128)

Es verliert, erst einmal in den Sog der Wettbewerbsgesellschaft geraten, sozusagen seine „Unschuld“.

In der Analyse des neurotischen Charakters erweist sich die Seele als eine Produktivkraft, die für sämtliche existenzsichernde Bestrebungen des Menschen verantwortlich ist. Da, wie bereits beschrieben, das Seelenleben auf Kompensation von Mängeln beruht, muß die Individualpsychologie die Quellen und Erscheinungsformen der individuellen Unsicherheit und der tatsächlichen oder vermeintlichen Defizite des neurotischen Menschen zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen.

Im Rahmen des zur Existenzsicherung formulierten Lebensplanes bildet jeder Mensch einen ganz bestimmten Charakter aus.

„Die Eigenschaften (Charakterzüge) sind Gleise, auf denen der Mensch sicher durchs Leben zu fahren

hofft“. (1927, S. 103)

Ebenso sind Intelligenz und Gedächtnis nicht etwas Gegebenes und Statisches, sondern unterliegen einer unbewußten Regie im Sinne der planmäßig festgelegten Lebensorientierung. Auch Moral und Weltanschauung sind

„als verdichtete Erfahrungsniederschläge eng gebunden an den Aufbau des Lebensgefüges“. (1927, S. 105)

Mit letzterem enthält der Lebensplan etwas Überindividuelles, nämlich die politischen Ideologien seiner Zeit und die Sichtweise und Bewertung des Geschlechterverhältnisses. Genauso wie die im Lebensplan verankerten persönlichen Orientierungen sind natürlich auch die auf die Gesellschaft gerichteten Bewertungen veränderbar.

In der praktischen beziehungsweise therapeutischen Umsetzung erfordert dies, die Störungen eines Menschen nie isoliert zu betrachten, sondern immer in Hinblick auf die Dialektik von Ursache und Ziel, von Unsicherheit und Kompensation. Dabei ist stets im Auge zu behalten, daß der „Mensch als Einzelwesen eine Denkfiktion ist“, daß „die Bedingungen jedes Einzelnen, allgemeine Bedingungen sind“ (1927, S. 116). Es geht Alice Rühle-Gerstel also nicht in erster Linie darum, individuelles Leid in einer exklusiven therapeutischen Situation zu behandeln, sondern die Zusammenhänge von gesellschaftlich bedingtem, kollektivem Leid einer möglichst großen Anzahl von Menschen bewußt zu machen, ihren Mut zur Veränderung zu wecken und dadurch einen Selbstheilungsprozeß in Gang zu setzen. Dies geschieht nicht zuletzt in der Revitalisierung des „Gemeinschaftsgefühls“, das in der menschlichen Seele als Antrieb verankert ist.

„Ich und ich verschmelzen im Wir, in dem sie nicht untergehen“. (1927, S. 137)

So beschreibt sie die neue Phase der seelischen Entwicklung, welche sie kraft ihrer aufklärerischen Arbeit einleiten will. Welche Pervertierung das Gemeinschaftsgefühl nur wenige Jahre später durch den Einfluß des Nationalsozialismus erfahren sollte, konnte sich Alice Rühle-Gerstel zum Zeitpunkt ihrer hier geschilderten Ausführungen vermutlich noch nicht vorstellen.²

Fest verknüpft mit der Auflösung des machtorientierten Geltungsstrebens Einzelner zugunsten einer solidarischen Bezogenheit auf die Gemeinschaft ist die Veränderung des politischen und ökonomischen Systems – wobei wir wieder bei dem Leitgedanken Alice Rühle-Gerstels, der Verknüpfung von Individualpsychologie und Marxismus angelangt sind. Erstere sei, so betont sie, der auf das Seelenleben angewandte Marxismus und vice versa.

„Das Stadium des Kommunismus umfaßt die neue seelische Struktur des Mitmenschen. Die Persönlichkeit ist abgesetzt, die Person ist gewonnen“. (1927, S. 137)

WOHIN FÜHRT „DER WEG ZUM WIR“?

Es ist zweifelsohne einfach, mit dem Abstand von Jahrzehnten und dem in dieser Zeit gesammelten Wissen über Stalinismus und Faschismus eine Autorin zu kritisieren, deren gesellschaftliche Utopien sich nicht erfüllt haben und deren politische Prognosen nicht eingetreten sind. Deshalb soll die Kritik an der Theorie weniger eine Realitätsprüfung im Sinne einer möglichen Umsetzbarkeit ihrer Gedanken sein, sondern vielmehr eine Analyse des Menschenbildes, das der Theorie zugrunde liegt.

Alice Rühle-Gerstel entwirft in ihren Ausführungen zwei verschiedene Charaktertypen. Sie beschreibt äußerst detailliert, mit scharfer Beobachtungsgabe den neurotischen, entfremdeten Einzelmenschen als Repräsentanten der kapitalistisch geprägten Kultur (Ist-Zustand) und stellt ihm den sozialistischen, selbstlos und solidarisch agierenden Gemeinschaftsmenschen gegenüber (Soll-Zustand). Es gelingt ihr dabei äußerst überzeugend, die radikale Vereinsamung des kapitalistischen Erwerbsmenschen darzustellen, der seine zuverlässige Weltorientierung im Strudel der Industrialisierung und des verschärften Wettbewerbssystems verloren hat. Sie beschreibt, wie das Räderwerk rein gewinnorientiert ausgerichteter Arbeitszusammenhänge auf die zwischenmenschlichen Beziehungen übergreift und den Menschen auf eine ganz spezielle Weise deformiert. Sie tut dies einfühlsam, äußerst plastisch und entdeckt dabei sehr früh und ihrer Zeit voraus ein Phänomen, welches dann in den siebziger Jahren durch T. Ziehe auf dem Hintergrund von Kohuts Narzißmustheorie als „Neuer Sozialisationstypus“ in die wissenschaftliche Diskussion eingehen sollte. Der von Alice Rühle-Gerstel beschriebene „Sozialisationstypus“ ist, bei allen nicht zuletzt durch den Zeitabstand von fast fünfzig Jahren bedingten Unterschieden zu Ziehes Ausführungen, ebenfalls ein Narziß, auch wenn ihr dieser Begriff seinerzeit nicht in dem hier gemeinten Sinnzusammenhang (als Bezeichnung eines Mangels an interpersonellen Beziehungen und der pathologischen Entwicklung des Selbstwertgefühls) zur Verfügung stand. Beschäftigt man sich mit der zeitgenössischen Literatur zu diesem Thema, fällt auf, daß sich Kernbergs Schilderung narzißtischer Persönlichkeiten wie eine Zusammenfassung der Merkmale liest, die Alice Rühle-Gerstel als typisch für den neurotischen Charakter beschrieben hat:

„narzißtische Persönlichkeiten (sind) gekennzeichnet durch ein außergewöhnliches Maß an Selbstbezogenheit, wobei sie zwar gewöhnlich eine oberflächlich glatte und sehr effektive soziale Anpassung zustande gebracht haben, aber in ihren inneren Beziehungen zu anderen Menschen schwer gestört sind. In wechselnder Zusammensetzung finden wir Anzeichen von starkem Ehrgeiz, Größenphantasien, Minderwertigkeitsgefühlen und übermäßigem Angewiesensein auf Bewunderung und Bestätigung durch andere. Neben Gefühlen von Leere und Langeweile und einer stän-

digen Suche nach Befriedigung ihres Strebens nach glänzenden Erfolgen, Geltung, Reichtum, Macht und Schönheit bestehen gleichzeitig schwere Mängel bezüglich der Fähigkeit zu lieben und zur mitfühlenden Rücksichtnahme auf andere ... Eine chronische Unsicherheit und Unzufriedenheit mit sich selbst und eine bewußte oder unbewußte opportunistische, ausnutzende, rücksichtslose Einstellung anderen gegenüber sind weitere Merkmale narzißtischer Persönlichkeiten.“ (Kernberg, 1979, S. 301f)

Wie sich an diesem Vergleich zeigt, ist es Alice Rühle-Gerstel in Anlehnung an die Adlersche Individualpsychologie und im Gegensatz zur klassischen Psychoanalyse ihrer Zeit schon sehr früh gelungen, das Erscheinungsbild narzißtischer Störungen zu beschreiben. Sie beläßt es jedoch bei dieser „Bestandsaufnahme“, ohne auf die Ätiologie des Phänomens in bezug auf die individuelle Entwicklungsgeschichte des Menschen näher einzugehen. Vielmehr diskutiert sie die Ursachen für die Ausbildung des „neurotischen“ (sprich narzißtischen) Charakters hauptsächlich auf dem Hintergrund der bestehenden gesellschaftlichen Bedingungen und verengt in einem vom Individuum abstrahierenden Exkurs sämtliche Krankheitsbilder, von Zwangssymptomen bis hin zu Paranoia und Agoraphobie auf eben diesen Blickwinkel. In Ermangelung entwicklungspsychologischer Betrachtungen übersieht sie, daß auf allen Regressionsstufen Störungen möglich sind, die zu höchst unterschiedlichen Krankheitsbildern führen können und entsprechend differenziert behandelt werden müssen. So erfährt ihre Theorie eine sehr eindimensionale Ausprägung, zu der auch gehört, daß sich die Autorin offenbar eine „gesunde“ Individualität nicht vorstellen kann. Individualität wird tendenziell mit Störung, mit Vereinzelung, mit Egozentrik auf Kosten der Gemeinschaft gleichgesetzt; ja es wird sogar ein unüberwindlicher Gegensatz zwischen beiden konstruiert. Aber Individualität heißt auch, die Fähigkeit zu besitzen, lebensnotwendige und realitätsgerechte Distanz herzustellen, sich von präödiipalen Verschmelzungswünschen zu befreien, um ein erwachsenes, ausgewogenes Nähe-Distanz Verhältnis zu seinen Mitmenschen zu entwickeln. Denn kindlich regressive und daher nicht einlösbare Symbiosewünsche führen in der Tat zu Vernichtungsängsten und Haß aufgrund von Versagung und Enttäuschung.

So wird auf diese Weise, ganz konträr zu dem von Alice Rühle-Gerstel verfolgten politischen Ziel, totalitären Tendenzen Vorschub geleistet. Henry Jacoby, Freund und Mitstreiter des Ehepaares Rühle/Rühle-Gerstel, spricht in seinem Exil-Bericht *Davongekommen* von übermäßigem Mißtrauen und tödlichen Intrigen zwischen ehemals solidarisch verbundenen Sozialisten und Kommunisten. Manes Sperber verteidigte beispielsweise, laut Jacoby, im Pariser Exil die Moskauer Prozesse und attackierte die Kritiker des Stalinismus mit dem Argument, „daß angesichts Hitlers jegliche Opposition einem Verrat

gleichkäme" (Jacoby 1982, S. 39). Ich möchte die These aufstellen, daß es sich hier nicht zuletzt um Reaktionsbildungen im Sinne des oben Ausgeführten gehandelt hat, nachdem das Ziel der Gemeinschaft im Dienste einer verbindenden Idee durch nationalsozialistischen Terror und den Zweiten Weltkrieg in so weite Ferne gerückt war. Differierende politische Standpunkte sind im Exil, ohne die große Klammer – um nicht zu sagen, das Korsett massenpsychologisch wirksamer Inszenierungen – viel deutlicher sichtbar geworden und haben entsprechend vehemente Angst- und Haßreaktionen hervorgerufen. Je ausdrücklicher jemand einen individuellen Standpunkt einnahm und Kritisches gegenüber der Kommunistischen Partei zu äußern wagte, umso größer war das unter Umständen tödliche Risiko für ihn, plötzlich vom „Freund“ zum „Feind“ erklärt zu werden.

Die politische Entwicklung bestimmter kommunistischer Gruppen hin zum Totalitarismus stalinistischer Ausprägung kann sicherlich nicht ausschließlich mit den zerstörerischen Zwängen gruppenkonformen Verhaltens erklärt werden. Das soll hier, um Mißverständnissen vorzubeugen, ganz ausdrücklich betont werden! Trotzdem birgt der von Alice Rühle-Gerstel formulierte Gemeinschaftsgedanke meines Erachtens tendenziell diese Gefahren in sich. Betrachten wir also ihre diesbezüglichen Ausführungen etwas genauer:

Alice Rühle-Gerstel will den „Weg zum Wir“ einschlagen und entwirft als Gegenbild zum neurotischen Einzelnen den im gefährlichsten Sinne des Wortes „selbst“-losen Gemeinschaftsmenschen. Die von ihr postulierten Verschiedenheiten der Menschen stehen alle im Dienste einer einzigen Idee, die der harmonischen, konfliktlosen, sprich kommunistischen Gemeinschaft. Die Autorin, sonst sehr scharfsinnig argumentierend, verfällt angesichts ihres utopischen Zukunftsentwurfes in einen Tonfall, den Hannah Arendt bereits 1933 in der Rezension eines Buches von Alice Rühle-Gerstel als „nicht gerade geschmackvolle Pathetik“ bezeichnet hat. (Arendt 1933, S. 179)

„Ich und Ich verschmelzen im Wir, indem sie nicht untergehen. Die volle Mannigfaltigkeit der Seelenwege wird offenbar. Alle münden in die große Straße der Menschheitssicherung. Das Gemeinschaftsgefühl steht auf aus der Verschüttung. Es ist bereichert um das so teuer erkaufte Selbstwertgefühl, das nun nicht mehr in den Klauen der neurotischen Wertmesserei (des Einzelnen, R. M.) hängt, sondern mit offenen Armen und bereiten Händen in den Kreis der Mitmenschen tritt. DER MITMENSCH! ... In ihm hat die Seele ihre vornehmste Aufgabe auf sich genommen: Wegweiser zum Glück aller zu sein.“ (Rühle-Gerstel 1927, S. 127)

An diesem Zitat wird die Nebulosität ihrer Begriffsbildung sehr deutlich. Fragen drängen sich auf. Was ist „die Gemeinschaft“ konkret? Wer gehört dazu und wer nicht? Was passiert mit jenen, die nicht dabei sein wollen? Wer definiert „das Glück

aller“? Gibt es ein solches überhaupt? Was passiert mit Gefühlen wie Neid, Eifersucht, Konkurrenz? Kann man sie einfach abspalten, desintegrieren? Halten sie nicht auch produktive kulturelle Prozesse in Gang? Wie wird der aktuelle industrielle Entwicklungsstand, der geradezu zwangsläufig entfremdete Arbeitstrukturen mit sich bringt, bewertet? Zu welchem ursprünglichen Zustand will die Autorin zurück, und ist ein Zurück überhaupt möglich? Doch diese Fragen gehen offensichtlich am Kern des Problems vorbei. Denn der von Alice Rühle-Gerstel entworfene utopische Zustand enthält keine realitätsgerechten Momente, sondern erinnert eher an eine embryonale Situation. Das Ich des Kindes ist verschmolzen mit dem Ich der Mutter („Ich und Ich verschmelzen im Wir“). In der Gemeinschaft mit der Mutter wird es bedingungslos genährt und versorgt. Alles ist ohne Anstrengung vorhanden. Es gibt keine Zwietracht, keinen Streit, keinen Überlebenskampf und keine benennbaren Unterschiede. Und dieser Zustand ist ein sehr exklusiver, was den französischen, hierzulande wenig rezipierten Psychoanalytiker Bela Grunberger zur Formulierung einer Narzißmustheorie veranlaßt hat, die in diesem Zusammenhang recht interessant ist. Seiner Meinung nach hat der Narzißmus seinen Ursprung im pränatalen Leben. Eine Existenzform, die

„... der Mensch zu wiederholen versucht, ... eine Situation, aus der er auf traumatische Weise vertrieben wurde und die er sein Leben lang wiederzufinden versucht. Dieser fundamentale Wunsch ist die Basis unserer Narzißmus-Hypothese“. (Grunberger, 1976, S. 22)

„Der Fötus, ... lebt als Parasit, er bekommt alles umsonst und sofort, er erspart sich jede Triebregulierung, seine Regulationsmechanismen funktionieren von selbst und ohne Störung. Dieser Zustand müsse ein bestimmtes Wohlbefinden hervorrufen, das sich aus reiner Funktionslust und triebhafter Undifferenziertheit zusammensetzt“. (Berna-Simons, 1981, S. 134)

Auf diese Weise wird

„das Urbild tiefer Harmonie (erzeugt), nach der der Mensch später ruhelos suchen wird.“ (Grunberger, 1976, S. 32)

Wie immer man Grunbergers Thesen im Zusammenhang mit der aktuellen Narzißmusdiskussion bewerten will, was nicht Gegenstand dieses Beitrages sein soll, so entwirft er doch ein Bild, das der von Alice Rühle-Gerstel formulierten „Sehnsucht“ sehr nahe kommt. Und es ist, bei aller gebotenen Vorsicht, die Autorin selber des Narzißmus überführen zu wollen, auch sehr auffällig, wie sehr die oben beschriebenen Menschenbilder ihrerseits Ausdruck eines Schwankens zwischen Minderwertigkeitsgefühl und Größenphantasie sind (Kernberg, 1979). Der reale Mensch ist bei Alice Rühle-Gerstel als soziales Mängelwesen gezeichnet, unfähig die anstehenden Probleme der Moderne zu lösen. Der zukünftige, gemeinschaftlich orientierte Mensch

hingegen (der Proletarier) ist völlig frei von allen vordergründig negativen Eigenschaften und bekommt geradezu Erlöserfunktionen zugeschrieben.

Alice Rühle-Gerstel hat in ihrem Werk *Der Weg zum Wir* die narzißtische Problematik als Ausdruck einer entfremdeten kapitalistischen Gesellschaft zwar treffend beschrieben, hat jedoch mit ihrer Theorie reflektorisch darauf geantwortet, ohne eine differenzierte Sichtweise daraus zu entwickeln.

Sie selber rückte bereits in den dreißiger Jahren, unter dem Eindruck der politischen Verhältnisse, von ihren früheren Theorien ab und schrieb 1937 in einem unveröffentlichten Brief an die Wiener Schriftstellerin Gina Kaus:

„Von der Individualpsychologie bin ich auch weit weg, sie paßt nicht auf das Leben, habe ich herausgefunden. Sie ist ein Unterbau, auf dem das Leben wackelt. Wenn bei dem Gewackel Leben und Psychologie einmal, oder auch oft, zusammenstoßen, meinen wir, die beiden Flächen seien glatt parallel. Ein grober Irrtum ... Vielleicht sieht das wie eine Bestätigung des Lebensplanes aus. Ich meine aber, daß: was immer wer immer macht, es kommt daselbe heraus.“

Diese bitteren Worte sind in Anbetracht der damaligen Lebensumstände Alice Rühle-Gerstels sehr gut nachföhlbar. Wenn man jedoch nicht den Anspruch hat, daß im Zusammenleben der Menschen ein Zustand erreicht werden muß, indem alles „glatt parallel“ verläuft, können die Arbeiten Alice Rühle-Gerstels auch heute noch fruchtbare Denkanstöße geben!

ANMERKUNGEN:

1 1924/25 gründete sie zusammen mit ihrem Mann eine überregionale Erziehungsgemeinschaft für Eltern, Lehrer und andere pädagogisch Interessierte, zwecks Austausches über Erziehungsfragen. Deren publizistisches Organ war die vom Ehepaar Rühle-Gerstel herausgegebene Zeitschrift *Das proletarische Kind, Monatsblätter für proletarische Erziehung*. Desweiteren hielt sie etliche Vorträge zu lebensprak-

tischen Fragen in den verschiedensten Institutionen und veröffentlichte diverse Bücher und Artikel (insbesondere in *Die literarische Welt* und der *Zeitschrift für Individualpsychologie*). 1927 organisierte sie die erste Tagung marxistischer Individualpsychologen. Ab 1929/30 setzte sie den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf frauenspezifische Themen.

2 Meinem Lehrer, Prof. Dr. Heiner Keupp verdanke ich den in diesem Zusammenhang interessanten Hinweis, daß der Münchner Individualpsychologe und Lehrer Alice Rühle-Gerstels, Leonhard Seiff (1866–1949), die Münchner Erziehungsberatungsstelle auf nationalsozialistischen Kurs gebracht hat und in seiner Psychologie das gesellschaftspolitische Pendant zur NS-Ideologie sah.

LITERATUR:

- ARENDE, HANNAH: Dr. Alice Rühle-Gerstel. „Das Frauenproblem in der Gegenwart“. Eine psychologische Bilanz. Rezension in: *Die Gesellschaft*, Jg.10, Nr.2, S. 177ff, Berlin 1933
- BERNA-SIMONS, LILIAN: Narziß zwischen Uterus und Phallus. In: *Die neuen Narzißmustheorien: Zurück ins Paradies?* Hg.: Psychoanalytisches Seminar Zürich, Frankfurt/M. 1981
- GRUNBERGER, BELA: Vom Narzißmus zum Objekt. Frankfurt/M. 1976
- JAKOBY, HENRY: Davongekommen, 10 Jahre Exil 1936–1946. Frankfurt/M. 1982
- KERNBERG, OTTO F.: Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus. Frankfurt/M. 1979
- RÜHLE-GERSTEL, ALICE: *Der Weg zum Wir. Versuch einer Verbindung von Marxismus und Individualpsychologie*. München 1980
- DIES.: *Die Frau und der Kapitalismus. Eine psychologische Bilanz*. Frankfurt/M. 1972 (Reprint von: *Das Frauenproblem der Gegenwart*. Leipzig 1932)
- DIES.: *Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit*, Frankfurt/M. 1984
- RÜHLE-GERSTEL, ALICE / RÜHLE, OTTO: *Erziehung und Gesellschaft*. Berlin 1972. (Reprint von: *Am anderen Ufer. Blätter für sozialistische Erziehung*. Dresden / Leipzig 1924/25)
- DIES.: *Das proletarische Kind. Monatsblätter für proletarische Erziehung*. Dresden 1925/26

BARBARA SERLOTH

KÄTHE LEICHTER (1895–1942)

Käthe Leichter wurde als Marianne Katharina Pick am 20. 8. 1895 als Tochter einer großbürgerlichen Wiener Familie geboren. Ihre Eltern gehörten, ganz im Gegensatz zu den Großeltern, dem assimilierten liberalen Judentum an, und sie schien zwischen der „heiter-freisinnigen Ungläubigkeit“ (Leichter) der Eltern und dem strengen Glauben der Großeltern in ihrer Jugend hin- und hergerissen gewesen zu sein. Sowohl ihre Mutter als auch ihr Vater wurden in ihren Familien als Außenseiter behandelt, weil sie als „zu intellektuell“ angesehen wurden. Vor diesem Hintergrund wird es verständlich, daß die junge Käthe Leichter nicht den traditionellen Bildungsweg für Mädchen absolvierte, sondern eine solide Ausbildung genießen konnte. Das Ehepaar Pick förderte die Begabungen ihrer beiden Kinder, die durchaus zur elterlichen Enttäuschung Mädchen waren, und Käthe Leichter wurde eine der ersten Studentinnen der Staatswissenschaften in Wien. Sie selbst wollte Rechtswissenschaften studieren und danach in die Rechtsanwaltskanzlei ihres Vaters eintreten. Frauen war jedoch der Zugang zu diesem Studium verwehrt, und so inskribierte sie im Herbst 1914 Staatswissenschaften. Interessant dabei war, daß in Wien zwar die einzelnen Fächer dieses Studiums (Nationalökonomie, Wirtschaftspolitik, Staats- und Völkerrecht) gelehrt wurden, daß man/frau aber nur in der Schweiz oder in Deutschland das Doktorat dafür erlangen konnte. Dieser erzwungene Auslandsaufenthalt schien jedoch sowohl ihren Ambitionen als auch jenen ihres Vaters entgegenzukommen. Die Notwendigkeit, die Endprüfungen an einer ausländischen Universität abzulegen, gefährdete letztlich jedoch den Abschluß ihres Studiums. Käthe Leichter, die im Herbst 1917 in Heidelberg inskribierte, schloß sich dort einem Kreis sozialistischer Studenten an, die aktive Kriegsgegner waren, und wurde noch Ende des Jahres 1917 aus Deutschland ausgewiesen. Für „die Dauer des Krieges“ wurde über sie ein Einreiseverbot verhängt,¹ und nur aufgrund einer Sondergenehmigung wurde ihr letztendlich der Aufenthalt zwischen dem 15. Juli und dem 1. August 1918 erlaubt. Sie hatte also nur 14 Tage(!) Zeit, ihre Schlußprüfungen abzulegen.

DER LANGE WEG ZUR SOZIALDEMOKRATIE

Die Hinwendung zur Sozialdemokratie ist Käthe Leichter weder von ihrem Elternhaus noch von ihrer sozialen Zugehörigkeit in die Wiege gelegt worden. Für sie waren es entscheidende Erfahrungen, die sie in ihrer Jugend gemacht hatte und die sie langsam, überlegt und sehr behutsam zu einer Sozialdemokratin werden ließen.

Für ihr Elternhaus, das zutiefst dem Bürgertum

verbunden war, waren ihre sozialen Ambitionen noch nachvollziehbar. Dies war für Frauen der Oberschicht nichts „Ungewöhnliches“, wenn es im Rahmen der bürgerlichen Wohltätigkeit blieb. Käthe Leichter wollte aber nicht nur gönnerhaft sein. Vielleicht kann ihre Denk- und Handlungsweise mit der „Unbedingtheit“ erklärt werden, die sie an ihrem Großvater bewundert hatte und die auch ihren Lebensweg bestimmte. Diese Einstellung und diese kompromißlose Forderung nach echter Hingabe führte sie zur Sozialdemokratie, prägte jedoch auch ihr Verhalten innerhalb der Partei. Sie machte es weder sich selbst noch anderen leicht.

Die ersten Eindrücke von den Lebensbedingungen der Arbeiterfamilien Wiens gewann Käthe Leichter während des Krieges. Im Grunde genommen war gerade der bürgerliche Wohltätigkeitsanspruch „schuld“ an der Ausrichtung ihres Lebens.

Kurz nach dem Kriegsbeginn hatte die Direktion des Cottage-Lyzeums, an dem sie ihren Maturakurs belegte, die Idee, den Arbeiterkindern der sogenannten „Krim“, deren Väter eingerückt und deren Mütter berufstätig waren, während des Sommers den Schulgarten und den Spielplatz zur Verfügung zu stellen. Durch Spenden der wohlhabenden Cottage-Familien wurde Frühstück und Jause für die Kinder sichergestellt. Käthe Leichter übernahm die Leitung einer dieser Kindergruppen. Die Berührung mit den Arbeiterkindern war für sie jedoch nicht nur oberflächlich, nur auf ein paar Stunden beschränkt. Sie besuchte die Arbeiterfamilien, sah die Bedürfnisse und deren Elend.

In ihren Erinnerungen notierte sie – mit dem erfahrenen Blick späterer Jahre:

„Die Kinder waren besser dran als die Favoriten oder Ottakrings, weil sie dem Wienerwald näher waren und bessere Luft hatten; schlechter dran, weil sie hier nichts von der Solidarität und Selbsthilfe anderer Proletarierbezirke zu spüren bekamen. Jeder war sich und seinem Elend selbst überlassen. Zusammenhalt und Selbstgefühl fehlten – man lehnte sich in jeder Beziehung an das reiche Villenviertel, das auf dem Hügel oberhalb der Krim gelegen, stolz auf sie herabsah. ... Was hatte ich zu tun, um meinen sonst so frischen Buben die angelernte Unterwürfigkeit des *Küß' die Hand und Vergelt's Gott* abzugewöhnen!“²

Es war wohl ihre Vorstellung von der Menschenwürde, die im liberalen Elternhaus geformt worden war und die sie recht bald die Demütigungen und auch Selbstdemütigungen der Arbeiterfamilien und deren Kinder sehen und ablehnen ließ. Schon bald wurde ihr bewußt, daß die Selbsteinschätzung der Menschen gesellschaftsbedingt war, und daß sie kein menschwürdiges Leben führen konnten, weil ihnen die Bewußtwerdung, die durch die Solidarität anderer entsteht, versagt geblieben war und sie dadurch nicht anders sein konnten.

Während des Studiums wurde Käthe Leichter zur Sozialdemokratin. Ein Schritt, der in ihrer Familie kaum nachvollzogen werden konnte und der das Verhältnis zu ihrem Vater erstmals trübte. Rückblickend notierte sie darüber:

„Komplizierter wurde mein Verhältnis zum Vater erst, als ich Sozialdemokratin wurde. Das hieß damals, besonders im Krieg, noch abseits stehen, Außenseiter der Gesellschaft sein. Mein Vater fühlte sich viel zu sehr auf die Zugehörigkeit zu und die Anteilnahme dieser Gesellschaft angewiesen, als daß ihm meine Entwicklung nicht mit steter Sorge erfüllt hätte, wirklicher Sorge um mich, Sorge auch darüber, was Familie und Freunde sagen werden. Nun sie sagten genug, und dem Vater hat es viel Kummer bereitet.“³

Für Käthe Leichter bedeutete dieser Schritt mehr, als nur einer geistigen Haltung offiziell Ausdruck zu geben. Sie wurde dadurch zu einer Art Emigrantin. Den bürgerlichen Freunden und Familienangehörigen war sie suspekt geworden, sie gehörte nicht mehr ganz zu ihnen. Für die ArbeiterInnen war sie aber auch nicht eine von ihnen. Die Intellektuelle aus großbürgerlichem Haus wurde anfangs – und vielleicht heimlich noch viel länger – mißtrauisch betrachtet. Sie teilte damit das Schicksal mit anderen großen Frauen der Sozialdemokratie, die von beiden Seiten lange Zeit als „Fremdkörper“ angesehen wurden.⁴ Rosa Jochmann gibt diese Skepsis in ihren Erinnerungen deutlich wieder und beschreibt in ein paar Sätzen die Situation, mit der Käthe Leichter lange zu kämpfen hatte:

„Eines Tages hieß es, im Brauhaus wird eine Frau Doktor Käthe Leichter zu uns sprechen. Meine Kolleginnen waren nicht begeistert, nach einem schweren Arbeitstag und der furchtbaren Hitze im luftdichten abgeschlossenen Brennsaal noch zu einem Vortrag zu gehen. Aber aus Pflichteifer habe ich sie gedrängt, diese Versammlung doch zu besuchen, obwohl ich mir innerlich dachte: Was wird uns diese Frau Doktor schon Wichtiges zu sagen haben?“⁵

DIE RÄTEBEWEGUNG UND DIE ERSTE REPUBLIK

Käthe Leichter, die während des Krieges ihre ideologische Ausrichtung gewann, gehörte in der Ersten Republik der Neuen Linken an, also einer Bewegung, die sich der Verwirklichung des Rätesystems verschrieben hatte. Sie wurde als demokratische Alternative und Verfechterin eines anti-koalitionären Kurses mit den Bürgerlichen gesehen. Für Käthe Leichters Einstellung war wahrscheinlich ihr Eindruck über das Verhalten der Sozialdemokratie während des Ersten Weltkrieges entscheidend gewesen. Sie schrieb darüber:

„Wie so viele hatte auch ich gehört und erwartet, daß die sozialdemokratische Internationale den Krieg verhindern würde. ... Wie gut, dachte ich damals, daß ich mich bisher persönlich nicht hatte entschließen können, mich für die Sozialdemokratie festzulegen. Es mußte doch schmerzlich sein, zu sehen, daß diese vielgerühmte Internationale nicht bestand, und

wie ihre stolzeste Partei, die deutsche und gleich ihr die vieler anderer Länder die Kriegskredite bewilligten, wie der Burgfrieden an die Stelle des von ihnen gepredigten Klassenkampfes trat.“⁶

Nach dem Studium und mit der Errichtung der Ersten Republik wurde Käthe Leichter eine Gallionsfigur der österreichischen Rätebewegung, die in ihrer Grundausrichtung antikapitalistisch ausgerichtet war und die Errichtung einer sozialistischen Ordnung anstrebte. Die Rätebewegung war nicht nur das Ergebnis der revolutionären Grundstimmung nach dem Ersten Weltkrieg, die eine Revolution und die Installierung eines sozialistischen Gesellschaftssystems für kurze Zeit in Mitteleuropa möglich erscheinen ließ. Sie war auch, was öfters übersehen wird, eine basisdemokratisch ausgerichtete politische Ordnung. Die RepräsentantInnen wurden nach ihrer Wahl nicht aus dem realen Vertretungsprinzip entlassen. Durch die Ausklammerung des „freien Mandates“, das eine de facto Abkopplung der Vertretung vom Willen der Entsendenden inkludiert, behielten sich die einzelnen Gruppen vor, die Delegation jederzeit rückgängig machen zu können. Mit der Aufrechterhaltung der permanenten Kontrolle sollte auch die Rücksprache und daher auch eine reale Vertretung des Willens der Entsendungsgruppe gewährleistet sein.

Ein anderer Aspekt der Rätebewegung war die sich aus der Struktur zwangsweise ergebende Dezentralisierung der Entscheidungsfindung und des Willensbildungsprozesses beziehungsweise der Umkehr der Machthierarchie. Aufgrund dieser Ausrichtung der Rätebewegung verstand sie sich selbst nicht als außerparlamentarische Opposition, sondern als Alternative zum parlamentarischen System. Aber nicht nur zum parlamentarischen System stand die Rätebewegung in Opposition, sondern auch zur sozialdemokratischen Partei, was ein komplexes Beziehungs- und Kritikgeflecht bedeutete. Zu den prinzipiellen Befürwortern des Rätesystems gehörten neben Leichter beispielsweise auch Täufer und Goldschmid. Diese Neue Linke innerhalb der Sozialdemokratie stand für eine restlose Verwirklichung des Rätesystems. Im Unterschied zu ihnen waren Befürworter wie Bauer oder Danneberg an der Rätebewegung nur marginal interessiert. Sie reagierten mit ihrer Haltung auf die aktuelle politische Bewegung, die für die Sozialdemokratie ungünstig verlief. Die Realpolitiker der Sozialdemokratie wollten durch die Unterstützung der Rätebewegung einerseits den Druck der Massen gegen die politischen Gegner schüren, sahen sie aber auch als Zugang zu jenen WählerInnen, die sich von der Sozialdemokratie abwandten und zur Rätebewegung überliefen.

Obwohl die Neue Linke im Juni 1920 mit der Auflösung der Koalition zerfiel, blieben doch einige Ansätze aus der Rätebewegung für die junge österreichische Republik von entscheidender Wichtigkeit. Vor allem in der Sozialgesetzgebung, die zwischen 1918 und 1920 geschaffen wurde, wird ihr Einfluß

sichtbar. Kern der Sozialgesetzgebung war vor allem das Betriebsräte-, das Tarifvertrags- und das Arbeiterkammergesetz. Der große Unterschied zu den Wurzeln dieser Ideen bestand jedoch darin, daß die Ansätze aus der Rätebewegung nicht mehr in einem sozialistischen Gesellschafts- und Wirtschaftssystem eingebettet waren, sondern im Rahmen einer kapitalistischen Ordnung verwirklicht werden sollten, was zwangsläufig dazu führte, daß die KritikerInnen meinten, daß die Betriebsräte in den Dienst der kapitalistischen Unternehmen gestellt würden. Auch Käthe Leichters Kritik ging in diese Richtung. Sie, die sich in diesen Jahren vor allem mit den Problemen der Gemeinwirtschaft beschäftigte, gab auch zu bedenken, daß die Betriebsräte die Interessen der Arbeiterschaft und damit eine Kampffunktion erfüllen sollten, andererseits jedoch auch auf die Wettbewerbsfähigkeit der Betriebe zu achten hatten und daß sie so zwangsläufig in einen Interessenskonflikt geraten mußten. Zudem war für sie die Realisierung der Idee der Gemeinwirtschaft an sich in einem kapitalistischen System unmöglich. Die gemeinwirtschaftlichen Betriebe verglich sie mit „sozialistischen Inseln im kapitalistischen Meer“. Neben dieser ideologischen Kritik fügte sie auch eine realpolitische hinzu und fragte, ob es sinnvoll sein könne, Betriebe, die keine Voraussetzungen für die Gemeinwirtschaft mitbrachten und die dahingehend erst in einem langwierigen Prozeß umstrukturiert werden müßten, zu übernehmen. Käthe Leichter wandte sich damit gegen die sogenannte Keimzellentheorie, nach der die einzelnen gemeinwirtschaftlichen Betriebe die restlichen Unternehmen sozusagen zum ideologischen Überlauf bewegen würden.

Leichter sah jedoch auch die Gefahren, die sich aus der Gemeinwirtschaft ergaben, und warnte vor dem Problem der Entfremdung jener Teile der Arbeiterschaft, die in die Management-Funktionen wechselten. Ein weiteres Problem ergab sich aus der Tatsache, daß die Arbeiterbewegung über zu wenig qualifizierte Manager verfügte, sodaß für die Besetzung dieser Positionen nicht auf „die eigenen Leute“ zurückgegriffen werden konnte. Dementsprechend schrieb sie:

„Direktoren, die ohne innere Beziehung zur Gemeinwirtschaft in ihren Dienst getreten sind, haben durchwegs versagt. Sie haben ohne Verständnis für das Wesen der Gemeinwirtschaft und ihre Erfordernisse die Mitverwaltung durch ihre Organe als lästige Fessel empfunden, sind der Betriebsdemokratie fremd oder gar feindselig gegenübergestanden, haben Konflikte und Prestigekämpfe hervorgerufen, wo verständiges Heranziehen der anderen am Platze gewesen wäre.“⁷

Was sie hier beklagt, ist nichts anderes als das Versagen der Direktoren, die der basisdemokratischen Betriebsdemokratie befremdet gegenübergestanden waren, was nicht verwundert, waren sie doch eine eindeutige hierarchische Struktur der Entscheidungsfindung gewohnt. Den Ausweg sah

Käthe Leichter im Heranziehen von fähigen „Männern“. Sie sah die Chance der Fähigen zum sozialen Aufstieg als Prüfstein jeder Demokratie, vertrat also den Standpunkt, daß die vertikale Durchlässigkeit des sozialen Systems als eines der Merkmale für das demokratische System zu betrachten sei. Damit hatte sie sicherlich nicht unrecht, denn die vertikalen Aufstiegsmöglichkeiten sagen viel über die Überwindung der Klassenschranken und der „gottgegebenen“ Ordnung der Gesellschaft aus. Genauso wie es ein Anliegen des Liberalismus im 17., 18. und 19. Jahrhundert war, die starren gesellschaftlichen Schranken zugunsten des Bürgertums zu brechen und auf das Leistungsprinzip zu pochen, was einen Angriff auf die Aristokratie und deren Privilegien darstellte, genauso pochten die SozialistInnen auf das Aufbrechen der verkrusteten sozialen Strukturen zugunsten der Aufstiegsmöglichkeiten der Arbeiterschaft. Bekämpft wurde diesmal das Bürgertum.

In ihrem Artikel über die österreichische Gemeinwirtschaft, die in der Festaussgabe zum 70. Geburtstag Karl Kautskys im Jahre 1924 publiziert wurde, bedauerte Käthe Leichter den Niedergang der Idee der Gemeinwirtschaft, weil sie die Fehler des Vorkriegsmarxismus insbesondere in der Nichtbeantwortung wirtschaftlicher Fragen und deren sozialistischer Lösung sah. Da für sie im „Zeitalter des Finanzkapitals“ die Sozialisierung der Wirtschaft nur von den Banken ausgehen konnte, machte sie auf die Tatsache aufmerksam, daß dafür einerseits die „volle politische Macht“ notwendig wäre, andererseits, daß die Banken in Österreich Gläubiger eines völlig verarmten Landes wären und somit nur schlecht ihre Funktion erfüllen konnten.

Obwohl Käthe Leichter der Realisierungsart der Gemeinwirtschaftsidee sehr kritisch gegenüberstand, verlor sie nie die Hoffnung und blieb eine unermüdliche Verfechterin dieses Wirtschaftssystems. Ab dem 15. April 1919 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin der Staatskommission für Sozialisierung und engagierte sich insbesondere bei der Ausarbeitung der Betriebsdemokratie. Sie selbst bezeichnete die Sozialisierungsbewegung als Kind der revolutionären Welle des Jahres 1919. Auf die Liquidierungsversuche der Gemeinwirtschaft im Jahre 1923 reagierte sie dementsprechend heftig. Sie schrieb in einem beinahe als leidenschaftlich zu bezeichnenden Artikel unter dem Titel *Alles wird veräußert. Die Entstaatlichungstendenzen der Regierung Seipel-Kienböck* in der *Arbeiter-Zeitung* am 30. 12. 1923:

„Nicht nur auf politischem Gebiet, hier, bei der Überantwortung staatlichen Eigentums und staatlichen Einflusses an das Privatkapital, fällt die Entscheidung darüber, ob die österreichische Republik durch ihre Ohnmacht gegenüber dem Finanzkapital die letzten Reste ihrer Selbständigkeit verlieren und zu einem Staatswesen werden soll, das völlig unter dem Diktat des Großkapitals steht.“⁸

Mit Jahresbeginn 1925 wurde Käthe Leichter als

Mitarbeiterin der Sozialisierungskommission gekündigt, erhielt jedoch die Bestätigung, daß sie auf eigenen Wunsch ausgeschieden wäre.⁹

KÄTHE LEICHTERS ARBEIT IN DER ARBEITERKAMMER – DIE ARBEIT FÜR DIE BERUFSTÄTIGEN FRAUEN

Nach ihrem Ausscheiden aus der Sozialisierungskommission wurde Käthe Leichter auf Empfehlung Wilhelm Ellenbogens von der Arbeiterkammer mit der Leitung eines neugegründeten Referats für Frauenarbeit betraut. Insgeheim hoffte sie, an das Soziologische Institut in Frankfurt als wissenschaftliche Mitarbeiterin berufen zu werden. Sie bat Friedrich Adler um eine entsprechende Intervention, der ihr jedoch zum Abwarten riet.

Innerhalb der Arbeiterkammer hatte sie als Frau in einer leitenden Position mit Vorurteilen zu kämpfen. Die männlichen Vorurteile, die in der Gewerkschaft bestanden, wurden bereits in den dreißiger Jahren, von der in Deutschland lebenden und wirkenden Alice Rühle-Gerstel¹⁰ schonungslos analysiert. Auch für Österreich hatte dies seine Gültigkeit.

Im Jahre 1932 kandidierte Käthe Leichter als erste Frau bei der Betriebsratswahl der Arbeiterkammer, und es kann als Sieg der Frauen bezeichnet werden, daß diese Kandidatur, die von den meisten Männern vehement abgelehnt und bekämpft worden war, durchgesetzt werden konnte. Die Wahl von Käthe Leichter war dann schon fast selbstverständlich.

Obwohl Käthe Leichter der Frauenbewegung ihrer Zeit äußerst skeptisch gegenüber stand, war sie eine engagierte und vor allem bewußte und mutige Verfechterin der Fraueninteressen.¹¹ Wenn sie auch – wie so viele andere Sozialdemokratinnen – der Meinung war, daß die Rechte der Frau „nur im Kampf um das Recht aller Unterdrückten errungen werden konnten.“¹² Sie vertrat damit die offizielle Linie. Die Frauenemanzipation wurde als Teil der Emanzipation der Unterdrückten gesehen und sollte sich mehr oder weniger selbständig verwirklichen.

Käthe Leichters Engagement für Frauen und deren Probleme zeigte sich jedoch nicht nur in ihrer Vorreiterrolle bei der Sensibilisierung der Gewerkschaftsbewegung für die Frauenprobleme, sondern vor allem in ihrer Tätigkeit für die Rechte der Frauen in der Arbeitswelt.

Im *Handbuch der Frauenarbeit* ging sie auf die Zunahme und die strukturelle Veränderung der Frauenarbeit in der Zwischenkriegszeit ein, die für die damalige Gesellschaft einen ungeheueren Veränderungsprozeß bedeutete. Daß die Frauen während des Krieges verstärkt in den Arbeitsprozeß eingegliedert worden waren, wurde nur als „Übergangsphase“ akzeptiert. Der geplante Abbau der „Reservearmee der Wirtschaft“ vollzog sich dann jedoch nicht wie beabsichtigt. Einerseits gab es einen kriegsbedingten Frauenüberschuß, also

alleinstehende Frauen, die sich beziehungsweise sich und ihre Kinder allein erhalten mußten. Andererseits wurde durch die Pauperisierung breiter Schichten der Bevölkerung die Frauenarbeit für viele Familien eine Frage des Überlebens, wobei es zu einer Verschiebung der Frauenarbeitsplätze vom „häuslichen Dienst“ in die Industrie kam. Käthe Leichter schrieb in ihrer Analyse:

„Denn mit der Zerteilung und Zerfaserung des Arbeitsprozesses wurde die Einstellung von ungelerten oder rasch angelernten Frauen zu unzähligen Arbeitsvorrichtungen ermöglicht, die bisher den gelerten männlichen Arbeitskräften vorbehalten waren. Nicht nur bei Fließbandarbeit wurden vornehmlich Frauen verwendet. Die billigen Frauenlöhne brachten es mit sich, daß überhaupt ein wesentlicher Teil der 'österreichischen' Rationalisierung nicht in technischer Umgestaltung, sondern in der *Ersetzung männlicher durch weiblicher Arbeitskraft* bestand.“¹³

Aber Frauen waren auch in anderer Weise von dieser Umstrukturierung betroffen. Käthe Leichter stellte fest, daß weibliche Arbeitskräfte von den qualifizierten Bereichen in die unqualifizierten abgedrängt wurden. Dies bedeutete für sie nicht nur eine erhebliche Lohninbuße, sondern auch eine erhöhte Unsicherheit, denn sie waren als Frauen und unqualifizierte Arbeitskräfte die ersten Opfer von Konjunkturschwankungen. Es bedeutete für die Frauen aber auch, daß sie der Intensivierung des Arbeitsprozesses verstärkt ausgesetzt waren. Dementsprechend wichtig war die Jugend der Frauen. Dreißigjährige, aber oft auch jüngere Frauen, waren aufgrund ihres „fortgeschrittenen Alters“ nicht mehr vermittelbar.

In dieser Tristesse sah Käthe Leichter jedoch auch etwas Positives. Sie hoffte:

„Letzten Endes wirken doch die wirtschaftlichen und geistigen Strömungen nicht gegeneinander, sondern zusammen. Die Tendenz zum Großbetrieb, die Lösung aus der patriarchalischen Enge des Kleingewerbes und des häuslichen Dienstes, die Gewöhnung an Kollektivarbeit, die engere Verbundenheit von weiblichen Angestellten und Arbeitern führt zu *Klassenbewußtsein* und zur *Organisation*, die die Frauen mit Selbstbewußtsein und Kulturhunger erfüllt, ihrem Leben einen neuen Inhalt gibt. In dieser Bewegung, in der tätigen Mitarbeit der Frauen, die es immer widerspruchsvoller erscheinen läßt, daß die im Organisationsleben gleichberechtigten Mitkämpfer im Wirtschaftsleben ungleich gewertet werden, in dieser wirtschaftlichen Umgestaltung, die auch die arbeitenden Frauen zur Massenauflehnung führen muß, liegt allein die Gewähr für den *wahren Aufstieg der arbeitenden Frau*.“¹⁴

Dies spiegelt die Einstellung Käthe Leichters sehr treffend wider. Sie war eine „Zünderin“ im positivsten Sinne des Wortes. Frauen zu motivieren, ihr Selbstbewußtsein zu wecken, das war eine wichtige Seite in Käthe Leichters Werk. Rosa Jochmann hat es wie folgt formuliert:

„Käthe half uns, unsere Minderwertigkeitsgefühle zu überwinden, mitzureden und mitzudenken.“¹⁵

AUSTROFASCHISMUS UND NATIONALSOZIALISMUS

Die Verfolgung begann für Käthe Leichter und ihren Ehemann, Otto Leichter, mit dem 12. Februar 1934. Ab diesem Tag wurden alle führenden und bekannten Arbeiterfunktionäre verhaftet. Käthe und Otto Leichter fanden bei Bekannten Unterschlupf. Ein Revierinspektor meldete:

„Dr. Otto Leichter, Redakteur, 22.2.1897 Wien geb. und zuständig, konfessionslos, verheiratet seit 21.12.1921, I. Eßlinggasse 17/7 wohnhaft gewesen, ist seit 12.2.1934 mit seiner Gattin Dr. Marianne Katharina Leichter, geb. Pick, 20.8.1895 Wien geb. und zuständig, konfessionslos, verheiratet, ebendort wohnhaft, flüchtig.“¹⁶

Käthe Leichter schloß sich der illegalen Bewegung der Sozialdemokratie und der Gewerkschaft, den Revolutionären Sozialisten, an. In der Zeit nach dem 12. Februar koordinierte Käthe Leichter die Hilfsaktionen für die Familien der ersten Opfer des Austrofaschismus. Nachdem die Leichters im September 1934 von einem mehrmonatigen Aufenthalt in der Schweiz zurückkamen, wurde ihr Haus in Mauer bald ein beliebter Treffpunkt für illegale Funktionäre.

Käthe Leichter und ihr Mann versuchten damals, mit wissenschaftlichen Arbeiten für ausländische Institute ihre Existenzgrundlage zu sichern. Daneben verfaßten beide illegale Flugblätter etc. Ende 1937 wurde geplant, die Redaktion der illegalen *Arbeiter-Zeitung* von Brünn nach Wien zu verlegen. Käthe und Otto Leichter reisten nach Brünn. Dort wurde vor allem die Gefahr des Nationalsozialismus und des drohenden Zweiten Weltkrieges erörtert.

Käthe Leichter, die brillante Analytikerin, die politisch Scharfsichtige, war zu optimistisch. Sie glaubte an die Möglichkeit der Abwehrung des Nationalsozialismus. Nach dem „Anschluß“ vertraute sie den ehemaligen Wegbegleitern bedingungslos und so auch dem zum Gestapospitzel gewordenen engen Freund der Familie, Hans Pav.

Otto Leichter war bereits die Flucht gelungen. Für Käthe Leichter und die beiden Kinder waren illegale Ausweispapiere organisiert worden, und ihre Abreise stand kurz bevor. Dies teilte sie jedoch auch Hans Pav mit. Die Vorkommnisse rund um ihre Verhaftung sind durch ihren Sohn, Heinz Leichter erhalten geblieben.¹⁷

Die Gestapo, die Käthe Leichter in ihrem Haus in Mauer nicht antreffen konnte, war bei ihrer Mutter erschienen. Als Käthe Leichter anrief, wurde sie aufgefordert, in der Wohnung ihrer Mutter (Rudolfskai 1, dort wo Käthe Leichter geboren worden war) zu erscheinen. Anderenfalls würde sie ihre Mutter nicht mehr wiedersehen. Käthe Leichter versuchte nicht zu fliehen, sondern ließ sich von der Gestapo verhaften.

Rosa Jochmann erinnerte sich, daß sie es Käthe Leichters Rat, immer daran zu denken, daß sie

keine Betriebsrätin mehr sei und daß sie sich immer „blöder“ stellen sollte, als die SS es war, zu verdanken hatte, daß sie sich im Konzentrationslager¹⁸ zu recht finden konnte.

Im Februar 1942 wurde Käthe Leichter gemeinsam mit circa 1500 anderen jüdischen Häftlingen des Konzentrationslagers Ravensbrück abtransportiert. Sie wurde unbekanntes Ortes vergast. Es war eine sogenannte „Versuchsvergasung“, die Einleitung zum Massenmord.

ANMERKUNGEN:

- 1 vgl. Herbert Steiner (Hg.), Käthe Leichter. Leben und Werk. Wien 1973, S. 47
- 2 zitiert nach Herbert Steiner, a. a. O., S. 347f
- 3 ebda, S. 274
- 4 vgl. dazu u. a. (wenn auch mit Einschränkungen) Lily Brauns Leben und Wirken
- 5 Maria Sporrer / Herbert Steiner (Hg.), Rosa Jochmann. Wien 1983, S. 27
- 6 Herbert Steiner, a. a. O., S. 344
- 7 zitiert nach: Herbert Steiner, a. a. O., S. 410
- 8 Herbert Steiner, a. a. O., S. 67
- 9 vgl. Herbert Steiner, a. a. O., S. 71f
- 10 Alice Rühle-Gerstel, Die Frau und der Kapitalismus. Eine psychologische Bilanz. Frankfurt/M. 1972 (Reprint der 1. Ausgabe von 1932)
- 11 Wie sie in ihren Erinnerungen festhielt, war diese Ablehnung auf die Richtungslosigkeit, wie sie es nannte, zurückzuführen. Vor allem der vorauseilende Gehorsam der bürgerlichen Frauenbewegung während des Ersten Weltkrieges war für sie als Pazifistin abstoßend. Abgedruckt in: Herbert Steiner, a. a. O., S. 376f
- 12 Herbert Steiner, a. a. O., S. 377
- 13 Käthe Leichter, Die Entwicklung der Frauenarbeit nach dem Krieg. In: Handbuch der Frauenarbeit in Österreich. Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien, 1930, hier zitiert nach dem Abdruck in: Herbert Steiner, a.a.O., S. 435
- 14 ebda, S. 442f
- 15 Herbert Steiner, a. a. O., S. 76
- 16 Enthalten im Allgemeinen Verwaltungssachiv in Wien, Kopien sind im DÖW aufbewahrt. (Erhebung Bundespolizeidirektion Wien, 4. 4. 1934. Mitteilung Bundespolizeidirektion Wien, 22. 4. 1934)
- 17 Er konnte nach Frankreich gebracht werden, emigrierte 1940 in die USA, war während des Krieges Soldat in der amerikanischen Armee und danach als Wirtschaftsjurist in New York tätig. Er beschrieb die vergebliche Flucht Käthe Leichters. Käthe Leichter brachte ihn – unter Einhaltung aller Sicherheitsmaßnahmen – zur befreundeten Familie Furtmüller. Sie selbst übernachtete bei Maria Weigl-Piers. Am nächsten Tag war die Abreise ins rettende Ausland geplant. Am Tag der Abreise holte Käthe Leichter ihren Sohn ab und telefonierte mit ihrer Mutter. Danach brachte sie ihn wieder zur Familie Furtmüller. Als sie ihn abends in deren Wohnung besuchte, nahm sie Abschied von ihm und sagte, daß sie nun verhaftet werden würde. Wie er später erfuhr, hatte sie dazwischen abermals mit ihrer Mutter telefoniert.
- 18 Sporrer / Steiner, a. a. O., S.78

CHARLOTTE ZWIAUER

EMMA N. PLANK(-SPIRA) (1905–1990) Von der Montessori-Pädagogik zur psychoanalytischen Pädagogik

Emma Spira (ab 1932 verh. Plank) wurde am 11. November 1905 als erstes Kind einer assimilierten jüdischen Familie geboren. Der Vater, der aus Mähren nach Wien gekommen war, um hier zu studieren, war als Staatsbeamter tätig und bekannte sich zum Sozialismus.¹ Wie schon die Eltern hatten Emma Plank und ihr um acht Jahre jüngerer Bruder Leopold Spira Zeit ihres Lebens ein distanzierendes Verhältnis zum Judentum.

Als Tochter eines Staatsbeamten konnte Emma Spira das öffentliche Mädchenlyzeum des Schulvereins für Beamtentöchter in der Josefstadt besuchen. Obgleich Vorzugsschülerin hat Emma Plank vorwiegend schlechte Erinnerungen an die Schulzeit. Aus den Erfahrungen mit dem traditionellen Schulsystem heraus begründet Plank ihre spätere Wendung zur Reformpädagogik. Als der Schuldirektor sie einmal mit den *Phantasien eines Realisten* des sozialkritischen Schriftstellers Popper-Lynkeus unter dem Arm antraf, drohte ihr der Schulverweis, da in dem Buch der Begriff „Prostitution“ vorkam. Den Schluß, den sie daraus zog, war, selbst einmal als Lehrerin für eine Schule einzutreten, in der die Auseinandersetzung mit dem wirklichen Leben gesucht wird.

Das Mädchen Emma Spira erweitert seine Erfahrungen mit Gleichaltrigen in der Jugendbewegung. 1919, im Alter von dreizehn Jahren, nahm sie am von Eugenie Schwarzwald organisierten Sommerlager in Bad Ischl teil. Das Lager bestand aus dreihundert Wiener Mädchen und einer kleinen Koedukationskolonie, deren größter Teil nach Scheu

„aus der Blüte der österreichischen kommunistischen Jugendbewegung (bestand), zusammengefaßt in der 'Freien Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler'... Die Burschen und Mädchen ihres Kreises waren jetzt, unmittelbar nach dem Zusammenbruch des alten Regimes in Österreich entschlossen, auf kurzem Weg eine neue Welt zu bauen.“²

Für Emma Plank bestand zwischen den Teilnehmern von Bad Ischl lebenslänglich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Eine der Teilnehmerinnen des Sommerlagers war Marie Jahoda, die mit Emma Spira und deren beiden Freundinnen Franz Schlammer und Elisabeth Prager kurz darauf Mitglied einer, wie Emma Plank sich erinnert, gänzlich unpolitischen Mädchen-Pfadfinder-Gruppe wurde.³ Diese organisierte 1921/22 Sommerlager, auf welchen die 15- beziehungsweise 16-jährige Emma Spira ihre ersten pädagogischen Erfahrungen mit jüngeren Kindern machte. Mitglieder der Pfadfinderbewegung stießen Mitte der Zwanziger Jahre zur Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler (VSM), als deren Obmann 1924/25 Robert Pollak (später Plank, ab 1932 mit Emma Spira verheiratet) ge-

wählt wurde.⁴ 1925 löste ihn Emma Spiras Freundin Marie Jahoda als Obmann ab. Nach Scheu stellte die von Marie Jahodas Ehemann Paul Lazarsfeld mitbegründete VSM den Versuch dar, die lebensreformerischen Ideale der Jugendbewegung mit der politischen Tätigkeit für die österreichische sozialdemokratische Partei zu verbinden. Die Organisation galt als Auffangbecken junger sozialistischer Intellektueller, die sich um Lazarsfeld scharten, als „die sogenannte Opposition“ insbesondere zu den sozialistischen Arbeiterstudenten.⁵ Die VSM kann als das politische Milieu angesehen werden, welches von den Freunden Emma Spiras mitgeprägt wurde und dem sie selbst nahestand. Sie war jedoch niemals parteipolitisch organisiert.⁶ Ihre Erfahrungen in der Jugendbewegung gingen direkt in ihr Engagement für den Aufbau der Montessori-Bewegung über.

Emma Spira hatte in der zweiten Pfadfinderinnen-Sommerkolonie im Alter von sechzehn Jahren eine leitende Funktion inne. Zusammen mit ihren beiden Freundinnen führte sie eine Gruppe von vierzig Mädchen und kehrte überzeugt, als Pädagogin ihre Bestimmung gefunden zu haben, nach Wien zurück. Mit Franz Schlammer und Elisabeth Prager besuchte sie im Herbst 1922 den eben erst gegründeten Montessori-Kindergarten im zehnten Bezirk in der Troststraße.

Die Initiative zu diesem Kindergarten war von der 24-jährigen Pragerin Lili Roubiczek (1898–1966, ab 1933 verh. Peller) ausgegangen; wie die jungen Praktikantinnen stammte sie aus der jüdischen Mittelschicht und bekannte sich zur Sozialdemokratie.⁷ Sie studierte in Prag zunächst Biologie. 1921 kam sie nach Wien, um bei Karl Bühler ihre Studien fortzusetzen. Im selben Jahr besuchte sie den Montessori-Kurs in England und beschloß, einen Kindergarten nach den Grundsätzen der italienischen Pädagogin aufzubauen. Ähnlich dem Arbeiterviertel in Rom, wo Montessori erstmals einen solchen Kindergarten, Casa dei Bambini genannt, eingerichtet hatte, lebten im Nachkriegs-Wien viele Kinder in verarmten Verhältnissen. Diesen sollte das „Haus der Kinder“ in erster Linie zu gute kommen.

Allerdings dauerte es einige Zeit, bis der Kontakt zur Gemeinde soweit gediehen war, daß für die Kindergärtnerinnen auch Löhne gezahlt werden konnten, und die drei Mädchen begannen als Praktikantinnen. Roubiczek versprach, mit ihnen an den Abenden im Sinne einer Ausbildung entsprechende Literatur zu lesen. In ein bis zwei Jahren könnten sie bei Montessori selbst ein Semester studieren. Die Mädchen nahmen sich daraufhin zusammen eine kleine Bassena-Wohnung, sie lebten als Ado-

leszente in einer Art Wohngemeinschaft und verwirklichten so das Ideal der Jugendbewegung nach einem selbstbestimmten Leben.

Die Phase der Adoleszenz war für Emma Spira jäh zu Ende, als ihre engste Freundin Franz Schlamm nach dem ersten Jahr im Kindergarten (wahrscheinlich von einem Kind) mit Diphtherie infiziert wurde und daran starb. Über diesen Schock versuchte sie mit intensivster Arbeit hinwegzukommen.⁸ In den darauffolgenden Jahren absolvierte sie in Amsterdam (1924) und Berlin (1927) einen Montessori-Kurs und holte die Lehramtsprüfung nach, um die älteren Kinder als Volksschullehrerin unterrichten zu können.

Roubiczek gelang es, in der Zusammenarbeit mit der charismatischen Maria Montessori Offenheit gegenüber anderen in Wien vertretenen reformorientierten Erziehungsansätzen zu bewahren. Die Montessori-Gesellschaft organisierte Vorträge, bei denen namhafte Mediziner, Psychologen und Psychoanalytiker zu einzelnen Themen sprachen. Roubiczek versuchte, durch verschiedenste Aktivitäten Vertreter der Gemeinde, Lehrer und Eltern anzusprechen, sie publizierte in Tageszeitungen und Erziehungszeitschriften über das „Haus der Kinder“ in der Troststraße und die Montessori-Methode, es wurde ein Montessori-Verlag gegründet, der Bücher und Broschüren für Eltern und Lehrer herausgab. Die Überzeugungsarbeit Roubiczeks führte dazu, daß die Montessori-Pädagogik zunehmend mehr Einfluß auf den Wiener Volksskindergarten gewann.⁹ Doch Presse und Teile der Lehrerschaft, welcher die Erfolge einer Erziehung ohne Angst vor Strafe fraglich erschienen, begegneten dem Erziehungsexperiment der jungen Frauen und Mädchen am Stadtrand Wiens zunächst mit Skepsis. Als aber Maria Montessori 1923 selbst nach Wien kam und eine Reihe von Vorträgen hielt, war der Kontakt zu Vertretern der Gemeinde hergestellt, und die Inspektoren der Wiener Volksskindergärten wurden auf diese Methode der Kleinkinderziehung aufmerksam. Die Inspektoren mußten die Anerkennung und Förderung der Eigenständigkeit des Kindes, die sich mit den Bestrebungen der Schulpolitiker des „Roten Wien“ traf, aufhorchen lassen: Ziel von Montessoris

„Erziehungsbemühungen war die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Kindes; daher wurde von ihr nicht nur jeder Drill abgelehnt, sondern auch Strafe und Belohnung. Denn dadurch würde das Kind zu Gehorsam und Unterwürfigkeit angeleitet. Achtung der Freiheit und Würde des Kindes und Erziehung ohne Zwang wurden zu Richtlinien der 'Montessori-Pädagogik'.“¹⁰

Im Mittelpunkt der Erziehung Montessoris stand das selbsttätige Lernen.

„Das von M. Montessori entwickelte didaktische Material war kein Spielzeug, sondern für selbständiges Lernen konzipiert, in das die Kindergärtnerin nicht ständig eingzugreifen brauchte. ... Das passive Zurücktreten des Lehrenden, der Abbau der übermächt-

tigen Stellung des Erwachsenen, der das Kind wie ein Objekt behandelte, ähnelte den Bedingungen des Arbeitsunterrichts. Die Gedanken einer herrschaftsfreien Erziehung drängten damals auf allen Bildungsebenen nach Erfüllung.“¹¹

1933 veröffentlichte der Inspektor für Kindergarten- und Hortwesen Anton Tesarek, einer der wichtigsten Begründer sozialistischer Erziehungsprinzipien, das an proletarische Erzieher und Eltern gerichtete Buch *Das Kind ist entdeckt*.¹² Im Kapitel für Kleinkinderpädagogik geht Tesarek auf Maria Montessoris Ansatz ein, wobei er insbesondere mit dem Argument, daß diese Methode der Förderung der Intelligenz des proletarischen Kindes diene, Kindergärtnerinnen und Eltern für Montessori zu gewinnen sucht:

„Die Empfindungen sind die Bausteine unseres Weltbildes. Sind sie klar und scharf, kann das Kind die notwendige Menge von ihnen rechtzeitig erwerben, so ist damit die wichtigste Voraussetzung für den Erwerb der höheren geistigen Tätigkeiten gegeben. Die Erziehung der Sinne muß frühzeitig, lange vor der Schulzeit, einsetzen. Je feiner die Reize sind, je weniger starke Reize die Sinne erregen, um so besser werden wir sie schulen und erziehen können. Die große italienische Pädagogin Dr. Maria Montessori, deren Erziehungsgrundsätze die Erziehungsmethoden der Gegenwart so sehr beeinflussen, betont die Notwendigkeit einer vertieften Sinnesschulung und hat dafür ein eigenes, sehr erfolgreiches System geschaffen. Sehen und Hören, vor allem aber das Tasten, das 'Begreifen', ist systematisch, dabei aber selbsttätig zu üben. Gute Sinnesschulung schafft wichtige Voraussetzungen für die Arbeit in der Schule und auch im späteren Berufsleben. Die proletarische Familie kann eine planmäßige Sinnesschulung nicht leisten. Die Wohnungsnot, die Hast und der Lärm des engen proletarischen Haushaltes wirken auf die Kinder störend, stumpfen ihre feinen Sinne ab. Das Proletariat fordert den allgemeinen Pflichtkindergarten, um dem Kinde schon in der Kleinkinderzeit die notwendigen Ausbildungsmöglichkeiten zu geben.“¹³

Obwohl unter den Inspektoren und Kindergärtnerinnen Montessoris Methode nicht unwidersprochen blieb, richtete die Gemeinde Wien 1928 zwei Hospitalkindergärten ein, in denen auch Montessori-Abteilungen geführt wurden.¹⁴ Weiters wurden Kurse veranstaltet, um Kindergärtnerinnen der Gemeinde umzuschulen. Der Erinnerung Planks nach bildete die Montessori-Gesellschaft bis 1934 ungefähr fünfzig Kindergärtnerinnen aus, welche die Montessori-Methode wiederum weitergaben.

Roubiczek hatte, so Plank, einen sehr guten persönlichen Kontakt zu Julius Tandler, dem als Amtsführenden Stadtrat für das Wohlfahrts- und Gesundheitswesen von 1920–1933 die Wiener Kindergärten unterstanden. 1926 kam das Angebot von der Gemeinde, im ersten Bezirk einen Kindergarten nach den Richtlinien Montessoris zu errichten. Schon in die Planungsphase wurde Roubiczek miteinbezogen, denn das neue „Haus der Kinder“ sollte auch architektonisch den Bedürfnissen seiner

zukünftigen Bewohner entsprechen. Für die Errichtung des 1930 in Betrieb genommenen Vorzeigekindergartens im ersten Bezirk engagierte man den an der Ästhetik der Moderne orientierten Architekten Franz Schuster.¹⁵ Die Innenausstattung des Kindergartens im Goethe-Hof (2. Bezirk), der ebenfalls Modellcharakter hatte, stammte von Friedl Dicker und Franz Singer, zwei zu diesem Zeitpunkt bereits international anerkannten Bauhaus-Architekten.¹⁶

Während Roubiczek die Montessori-Pädagogik vor allem nach außen hin vertrat, wandte sich Emma Plank, die sich rasch zur führenden Kindergärtnerin beziehungsweise Lehrerin entwickelte, ganz der Praxis zu:

„... wir waren geschickt genug, daß sie nach dem ersten Jahr nicht mehr an die Gruppe gebunden war, sondern ... die Schriften Montessoris übersetzen, mit Montessori reisen, Kontakte in der Stadt suchen und den Ausbildungskurs organisieren und leiten konnte, ... während wir mit den Kindern arbeiteten.“

Emma Planks Weiterentwicklung des Montessori-Unterrichts für die Volksschule ist einerseits durch ihre Publikationen dokumentiert, welche ihrer ersten Veröffentlichung in der *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik* im Jänner 1933 vorausgehen.¹⁷ Zum andern durch das von Dr. Ernst Buschbeck 1938 ausgestellte Zeugnis, aus dem hervorgeht, daß zuletzt 75 Kinder die von Emma Plank geleitete Montessori-Volksschule in der Grünentorgasse (wohin Plank mit den älteren Kindern vom Kindergarten am Rudolfsplatz 1931 übersiedelt war) besuchten:

„Frau Plank hat ihre ganze Kraft in den Dienst ihrer pädagogischen Arbeit gestellt. Insbesondere hat sie in der Anwendung der – ursprünglich aus der Beobachtung des Kleinkindes erwachsenen – Montessorischen Methode auf den Volksschulunterricht Selbständiges geleistet und für weite Gebiete ein System Montessorischen Volksschulunterrichtes entwickelt. Hierbei ist ihr ihre gründliche Vertrautheit mit den Errungenschaften der modernen Psychologie, insbesondere der Kinderpsychologie, im höchsten Masse zustatten gekommen und hat überhaupt eine solche Vertiefung der Methode erst möglich gemacht. Die Entwicklung unserer Schule und damit ein Stück der Entwicklung des Wiener Schulwesens ist in erster Linie ihrer pädagogischen Befähigung, ihrer Arbeitskraft und Initiative zu danken.“¹⁸

Bis zur offiziellen Zusammenarbeit mit Vertretern der Psychoanalyse zu Beginn der Dreißiger Jahre wurde die Montessori-Methode von Lili Roubiczek und den anderen Kindergärtnerinnen mit dem Einverständnis Maria Montessoris erweitert.¹⁹ Doch auch die Kunstpädagogik, von welcher der erste Impuls zur Weiterentwicklung ausging, war nicht frei von Einflüssen der Psychoanalyse, wie die folgende skizzenhafte Darstellung einzelner Kunstpädagogen aufzeigen soll. Der sich aus der Kunstpädagogik entwickelnde kunsttherapeutische, auf der Psychoanalyse basierende Ansatz wurde für Emma Plank

in der Emigration eine der Säulen ihres Programms für Kinder im Krankenhaus.

Nach Emma Plank begann um 1924 Trude Hammerschlag (1899-1930), eine Schülerin des Reformers der Kunstpädagogik Franz Cizek, mit den Kindergärtnerinnen zu arbeiten.²⁰

1919/20 unterrichtete sie als Zeichenlehrerin am Kinderheim Baumgarten für jüdische Kriegswaisen, das von dem psychoanalytischen Pädagogen Siegfried Bernfeld geführt wurde. Mit dem Kreis um Bernfeld war sie aus dem ersten Aufbruch v. a. jüdischer, gesellschaftskritisch eingestellter Wiener Jugendlicher bekannt (die sich in der Jugendkultur-bewegung von 1913/14 erstmals artikulierten und als deren Anführer Bernfeld galt). Es ist anzunehmen, daß sich Hammerschlag über ihre Zusammenarbeit mit Bernfeld hinaus mit der Psychoanalyse vertraut machte, da sie mit dem Psychoanalytiker Heinz Hartmann verheiratet war.²¹ Von 1920–1922 besuchte Hammerschlag Kurse an der Kunstgewerbeschule und wurde so mit der Methode Cizeks bekannt.²² 1923 promovierte sie bei Karl Bühler mit einer Dissertation zum Thema *Zur Psychologie von Kinderzeichnungen – Die die Zeichnung bestimmenden Faktoren*. Sie geht darin auf die psychologische Literatur zum Thema Kinderzeichnen ein, beruft sich aber auch detailliert auf Zeichnungen, die in ihrem Unterricht im Kinderheim Baumgarten entstanden sind. In der Zusammenfassung stellt sie fest:

„Das Zeichnen der Kinder ist eine triebhafte Tätigkeit, – es ist eine Gestaltung innerer Vorstellungen, – und kann (insoweit es spontane Äußerung ist) als Ausdruck der kindlichen Seele betrachtet werden.“²³

Indem Hammerschlag einen Zusammenhang zwischen Affektlage und Dargestelltem formuliert, schließt sie an Cizeks Erfahrung von der Triebgebundenheit kindlichen Schaffens an. Cizek zog daraus keine weiteren Schlüsse, ihm lag vor allem daran, die Kinder nicht, wie bis dahin, durch eine reproduzierende Unterrichtstechnik an der Erwachsenenkunst zu orientieren, sondern ihnen in freiem Zeichnen zu einer eigenen Ausdrucksform zu verhelfen.²⁴ Hammerschlag konnte mit ihrer künstlerischen Arbeit mit Kindern (mit Ton, Plastelin, Collagen, Zeichnen mit Buntstiften und Malen mit verschiedenen Farben) das Vertrauen Montessoris gewinnen, welche sie zur Abhaltung von Kursen u. a. nach Mailand einlud. Dies ist aus der kleinen Gedenkschrift, die nach ihrem tragischen Unfalltod 1930 erschien, zu entnehmen. Hammerschlag arbeitete als Lehrerin der Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen der Gemeinde Wien, gab für einzelne Kinder aber auch Privatunterricht. Aus der von Anton Tesarek gehaltenen Gedächtnisrede geht hervor, wie stark diese begeisterte, von der Jugendbewegung geprägte Lehrerin das Klima an der Kindergärtnerinnenschule der Gemeinde Wien bestimmte.²⁵

Ein weiterer an der Methode Cizeks orientierter

Kunstpädagoge arbeitete ebenfalls im Umkreis der Psychoanalyse mit Kindern: der später in die USA emigrierte Viktor Löwenfeld. Überliefert sind Fotografien seiner Tonarbeiten mit blinden Kindern aus dem Jüdischen Blindenheim auf der Hohen Warte.²⁶ Im besonderen interessierte sich die amerikanische Psychoanalytikerin Dorothy Burlingham, die enge Freundin Anna Freuds, für das Heim für blinde Kinder, sie war öfters zu Besuch dort.²⁷ Löwenfeld trat in seinem 1947 in New York erschienenen Buch *Creative and Mental Growth* erfolgreich für seine an Cizek orientierte Methode ein und versuchte, seine Position psychologisch zu begründen. Das kleine Kind, so Löwenfeld, geht von seiner inneren, nicht von seiner visuellen Erfahrung aus, seine von den realen Proportionen abweichenden Versuche sind in der Weise sinnvoll, als sie seiner inneren Welt Ausdruck verleihen. Das Kind erhält damit die Möglichkeit, seine kreativen Aktivitäten als emotionalen Ausgleich zu verwenden und so ein Nachlassen von Spannungen zu bewirken.²⁸

Von Löwenfelds Arbeit mit blinden Kindern wurde Friedl Dicker (1898–1944) beeinflusst, ebenfalls eine Schülerin Cizeks. Dicker war 1919 Johannes Itten, einem weiteren bedeutenden Reformers der Kunstpädagogik, von Wien an das Bauhaus in Weimar gefolgt und arbeitete in den Zwanziger Jahren in erster Linie als Künstlerin und Innenarchitektin. Unter anderem stattete sie (gemeinsam mit Franz Singer), wie bereits erwähnt, den Montessori-Kindergarten im Goethe-Hof aus. Daneben unterrichtete sie in ihrem Atelier Kinder und auch Kindergärtnerinnen. Als sie wegen ihres politischen Engagements in der kommunistischen Partei 1934 nach Prag emigrieren mußte, begann sie im Umkreis der ebenfalls dorthin emigrierten Kinderanalytikerinnen mit traumatisierten Flüchtlingskindern zu arbeiten.

Bei diesem ersten Versuch Friedl Dickers, das Zeichnen und Malen bei Kindern therapeutisch einzusetzen, assistierte ihr Edith Kramer.²⁹ Kramer hatte in Wien als künstlerisch begabtes Kind frühzeitig Unterricht bei Trude Hammerschlag genommen, später bei Friedl Dicker. Edith Kramer gilt als die Begründerin der psychoanalytischen Kunsttherapie, die dem schöpferischen Prozeß selbst – und weniger der Deutung unbewußter Inhalte, die in künstlerischen Produktionen Ausdruck finden – eine therapeutische Wirkung zuschreibt. Sie emigrierte 1938 nach New York und entwickelte dort ihren Therapieansatz insbesondere in der Arbeit mit verwahrlosten Jugendlichen. Gleich Löwenfeld, der zu Beginn ihrer Arbeit bestimmend für sie war, wendet sich Kramer gegen das imitative Zeichnen der Kinder. Die einstige Einschränkung der Themenwahl vor der von Cizek eingeleiteten Reform der Kunstpädagogik wirkte als Zensur, so Kramer. Diese aufzuheben sei das Anliegen der Kunstpädagogen um Cizek gewesen. Mit dem Wegfall der inhaltlichen Einschränkung, war es den Kindern – von denen man bis dahin eine frühzeitige Beschränkung ihres Triblebens erwartete hatte – jetzt

möglich, Konflikte und Leidenschaften darzustellen.³⁰ Kramers von Friedl Dicker übernommene und theoretisch begründete Erfahrung, daß der symbolische Ausdruck von Konflikthafem therapeutisch wirksam sein kann, vermittelte sich auch den Montessori-Kindergärtnerinnen, die zeichnende Kinder beobachteten.³¹

Trude Hammerschlag, Friedl Dicker und die Eltern Edith Kramers entstammten demselben jugendbewegten Kreis um Bernfeld, der sich vor dem ersten Weltkrieg erstmals formierte. Diese Gruppe von Wiener Jugendlichen meist jüdischer Herkunft gebärdete sich unter dem Einfluß der Psychoanalyse in ihrer Rebellion gegen die Eltern-Generation weit radikaler als das Gros der deutschen Jugendbewegten. In den Zusammenkünften intellektuellen Charakters wurde völlige sexuelle Freiheit proklamiert.³² Aus diesem Kreis gingen sowohl Vertreter der künstlerischen (wie Friedl Dicker) als auch der psychoanalytisch-intellektuellen Avantgarde (Bernfeld, Fenichel u. a.) hervor, beide politisch links stehend und bemüht, ihren gesellschaftskritischen Anspruch einzulösen.

Ebenso wie die Eltern Kramers, die mit Bernfeld verschwägert waren, und Trude Hammerschlag gehörte auch Friedl Dicker in den Zwanziger-Jahren zum engeren Freundeskreis um Bernfeld, letztere auch durch ihre Freundschaft mit dem Psychoanalytiker Otto Fenichel.³³ Weiters die Leiterin des Kindergartens Goethe-Hof, Hedy Schwarz, welche Friedl Dicker die Grundsätze der Montessori-Pädagogik näherbrachte. Diese Gruppe fiel durch einen bohémehaften Lebensstil auf.³⁴

Eine der Psychoanalytikerinnen des erwähnten Kreises um Bernfeld war Annie Reich (1902–1971). Sie analysierte Edith Kramer und Friedl Dicker, aber auch Emma Plank. Annie Reich arbeitete um 1930 mit ihrem Mann Wilhelm Reich in den proletarischen Sexualberatungsstellen, trat als Verfasserin von Aufklärungsbroschüren für Kinder hervor und war Kommunistin. Nach der Einschätzung von Karl Falend gestaltete sie wesentlich die sexualpolitische Tätigkeit in Österreich und Deutschland (1931–1933) mit.³⁵ Nach Abschluß ihrer Analyse befreundete sich Emma Plank mit Annie Reich und nahm sich als Kindergärtnerin und Lehrerin ihrer Kinder besonders an.

Mit der persönlichen Analyse (Jänner 1930 bis Juli 1931) intensivierten sich Emma Planks Erfahrungen mit der Psychoanalyse. Schon ab 1925, als das Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung eröffnet wurde, konnten Pädagogen an einem speziellen Seminar teilnehmen. Die Anwendung der Psychoanalyse auf die Pädagogik war jedoch schon vorher breiteren pädagogischen Kreisen bekannt, so durch das 1922 erschienene Buch Bernfelds über das Kinderheim Baumgarten, den Kindergärtnerinnen insbesondere durch die Vortragsreihe über „Psychoanalytische Methoden“, die 1921 in der neueröffneten Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen abgehalten wurde. Damit zeichnete

sich ab, daß die Psychoanalyse in der Kleinkinderpädagogik einen stärkeren Einfluß ausüben sollte, als in den übrigen Bereichen des Erziehungswesens der Gemeinde Wien, die stark an den beiden anderen psychologischen Schulen ausgerichtet waren, insbesondere an der Individualpsychologie Alfred Adlers. Dies ist nicht zuletzt der Initiative Anton Tesareks zuzuschreiben, welcher in dem erwähnten Buch *Das Kind ist entdeckt* seine Sympathie für die Psychoanalyse offen bekundet.³⁶

Nachdem Anna Freud vor den Horterziehern der Stadt Wien 1928 vier Vorlesungen gehalten hatte (die als *Einführung in die Psychoanalyse für Pädagogen* 1930 veröffentlicht wurden), begann sie nach einer Aufforderung der Inspektoren, mit D. Burlingham in einem Seminar mit Kindergärtnerinnen zu arbeiten und ihnen zu helfen, die Schwierigkeiten ihrer Kinder zu verstehen. Im Mai 1933 sprach Anna Freud vor der Vollversammlung des Fachvereins der Wiener Städtischen Kindergärtnerinnen über Erziehung im Kindergarten.³⁷

Die Psychoanalyse hatte um die Zeit des Erscheinens von Tesareks Buch und Anna Freuds Vortrag den Erziehungsoptimismus der ersten Jahre bereits abgelegt, als viele um die Befreiung des Kindes bemühte Analytiker glaubten,

„mit Hilfe der Erkenntnisse ihrer neuen Wissenschaft ließen sich Erziehungsprozesse so anleiten, daß infantile Neurosen letztlich abgeschafft werden könnten.“³⁸

Durch Bernfelds *Sisyphus oder die Grenzen der Erziehung* (1925) wurde die „soziale Grenze“ thematisiert, an welche psychoanalytische Pädagogen und Kinderanalytiker in ihrer Arbeit mit Heimkindern, verwahrlosten Kindern und Jugendlichen und allgemein mit proletarischen Kindern stoßen mußten. Um 1932, als die Psychoanalyse sich bereits zunehmend der Erforschung des Ichs widmete, setzte die Revision der psychoanalytischen Pädagogik ein:

„Die pädagogische Zielsetzung verschob sich zunehmend von der Befreiung des Kindes zu einer auf Ich-Stärkung gerichteten, positiven Erziehungslehre.“³⁹

In diesem historischen Kontext muß auch die Zusammenarbeit der Kinderanalytikerinnen, vor allem Anna Freuds, mit den Montessori-Pädagoginnen gesehen werden.

In der *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik* findet sich 1930 der erste Artikel einer psychoanalytisch orientierten Wiener Kindergärtnerin mit Montessori-Ausbildung, er wurde von Herta Fuchs (später verh. Wertheim) verfaßt. (Der Artikel entstand aus einer Diskussion im „Pädagogenseminar“ Wilhelm Hoffers). Aus dieser und anderen Publikationen von Herta Fuchs, der führenden Kindergärtnerin der heilpädagogischen Gruppen, geht hervor, daß der Plan bestand, die Psychoanalyse auf den städtischen Volkskindergarten insgesamt anzuwenden. Daraus entwickelten sich die heilpädagogischen

Gruppen unter der beratenden Mitarbeit von Anna Freud.⁴⁰ Die Arbeit dieser Gruppen ist insbesondere durch das Schwerpunktheft *Heilpädagogik im Kindergarten* der *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik* 1933 dokumentiert.

Im Kindergarten am Rudolfsplatz hielt Anna Freud mit den Kindergärtnerinnen von 1931–1934 ein Seminar ab:

„Dies war nicht zur Ausbildung gedacht, sondern zum Verständnis von Schwierigkeiten einzelner Kinder und auch für unsere Reaktion in der Gruppe.“⁴¹

Der Kindergarten hatte, dem von Hedy Schwarz im zweiten Bezirk geführten ähnlich, nur vereinzelt stark auffällige Kinder, so erinnert sich Emma Plank – etwa den sehr gut dokumentierten Fall „Herbert“, ein hochbegabtes psychotisches Kind, das durch die psychoanalytische Erziehungsberatung zu Editha Sterba in die Analyse kam und von Emma Plank intensiv betreut wurde.⁴² Auch Analyse-Kinder besuchten den Kindergarten, z. B. ein kleiner Patient Anna Freuds, über den ihr Emma Plank eine Zeitlang wöchentlich Bericht erstattete. Kinder von Analytikern besuchten ebenfalls diesen Kindergarten, so der Sohn von Anny Angel-Katan, sowie die Kinder Annie Reichs, um die sich Emma Plank in der Prager Zeit Annie Reichs ganz besonders kümmerte. In der Ausbildungsbestätigung zur psychoanalytischen Pädagogin schreibt Hoffer dementsprechend auch:

„Die Mitglieder der Wiener psychoanalytischen Vereinigung sind Frau Plank dafür zu besonderem Dank verpflichtet, dass sie zahlreichen Kindern aus analytischen Kreisen in ihrer Schule ein die häusliche Erziehung im besten Sinne ergänzendes Milieu geboten hat.“⁴³

Nach den Ereignissen von 1934 wurde das „Haus der Kinder“ einigen Kindern von Sozialisten, die in die Emigration gehen mußten, zum Lebensmittelpunkt. Aber der Kindergarten war nicht nur Patienten, Kindern von Analytikern oder sozialistischen Intellektuellen offen, hierher kamen auch Kinder aus Arbeiter-Familien und nicht zuletzt von Sekretärinnen, die in der Umgebung arbeiteten.

1927/28 veröffentlichte Roubiczek in der *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik* einen Artikel über die Montessori-Pädagogik, der in der Begrifflichkeit noch ganz Montessori verpflichtet war. Auf diesen bezog sich 1932 die psychoanalytische Pädagogin Edith Buxbaum.⁴⁴ Sie versucht die Erfolge der Montessori-Methode von einem psychoanalytischen Standpunkt aus zu erklären.

Ein Grundprinzip des Montessori-Kindergartens ist, daß sich die Pädagogin jeglichen Lobs und Tadelns enthalten soll. Wenn das Kind eine Leistung nicht bewältigt, liegt das nach Montessori daran, daß die gewählte Arbeit seiner Entwicklungsstufe eben noch nicht entspricht. Ohne es sich einzustellen, fordert Montessori jedoch zu aktivem Eingreifen auf, so Buxbaum, wenn es um Sauberkeit, Ordnung und Sozialverhalten geht. Hier beeinflusst

die Pädagogin mit kleinsten Dosen von Liebesprämi- und Liebesentzug das Verhalten des Kindes und lenkt damit die seelische Entwicklung nach ihrem Sinn:

„Was immer die Lehrerin sagt und tut, wird vom Kind in der Errichtung des Über-Ichs verwendet werden.“⁴⁵

Doch dieser Identifikationsvorgang, mit dem die Pädagogin dem Kind ihr eignes Über-Ich vermittelt, bleibt von Montessori unbeabsichtigt und unerkannt. Die damit dem Kind gegenüber vertretenen Einstellungen mußten insbesondere in den Fragen der Regression und der Sexualität differieren. Daß es diesbezüglich auch bei den Analytikern unterschiedliche Positionen gab, wird in Annie Reichs Artikel *Zur Frage der Sexualaufklärung* deutlich, in dem sie schreibt, daß sie sich mit ihrer positiven Haltung zur kindlichen Masturbation und frühzeitigen und wiederholten Aufklärung „in Gegensatz auch zu den Ansichten vieler analytischer Kreise“ setzt.⁴⁶ Ob Emma Plank in dieser Frage die Position ihrer Analytikerin oder eher die gemäßigte Einstellung Anna Freuds teilte, und wie ihr Umgang mit Montessoris Einschätzung kindlicher Masturbation war, die diese auf dieselbe Stufe mit dem Alkoholismus stellt, muß aufgrund der Quellenlage offenbleiben.⁴⁷

Edith Buxbaum interpretiert die Rolle der Montessori-Pädagogin konträr zu Maria Montessori, welche annimmt, diese sei mit ihrer Zurückhaltung nicht mehr der Mittelpunkt aller Kinder.

„Sie ist es vielmehr als jeder andere Lehrer. Sie hat vielmehr Autorität als jeder andere Lehrer, hat es also nicht notwendig, sich darauf zu berufen.“

Den „erstaunlichen Gehorsam und die Disziplin“ in einem Montessori-Kindergarten – die sich für Montessori in erster Linie aus der Wirkung des von ihr entwickelten Materials ergeben – erklärt Buxbaum aus dem Grad und der Weise der Identifikation der Kinder mit der Montessori-Pädagogin. Weil die Beschäftigungen so frei als möglich gewählt sind,

„hat das Kind keine Gelegenheit, sich gegen die Erzieherin aufzulehnen, es hat keine Ursache, auf sie böse zu werden, und ordnet sich ihr daher willig unter in den wenigen Dingen, die von ihm verlangt werden. Die freie Wahl der Beschäftigung fördert daher die Bereitschaft zur Disziplin.“⁴⁸

1934, gegen Ende ihrer Supervisionen mit den Kindergärtnerinnen des „Hauses der Kinder“, verfaßte Anna Freud einen Artikel zur *Kleinkinderziehung vom psychoanalytischen Standpunkt aus*. Anna Freud erwähnt hier den Ansatz Montessoris – die zu diesem Zeitpunkt zu Roubiczek-Peller bereits ein distanzierendes Verhältnis hatte – im Zusammenhang mit einer von ihr kritisierten Pädagogik Rousseauscher Prägung. Doch die von Anna Freud beschriebene ideale Erziehungssituation, die sie dann gegeben sieht, wenn für das Kleinkind Erzieher und Liebesobjekt in einer Person vereinigt sind, mußte sich mit ihren Erfahrungen im Montessori-Kinder-

garten decken.⁴⁹ In dem zitierten Artikel vermeidet Anna Freud (wie auch in ihren übrigen Publikationen) eine grundlegende Auseinandersetzung mit Montessori, wenngleich sie mit der Praxis im „Haus der Kinder“ sehr gut vertraut war.

Die „Disziplin“ der Kinder läßt sich nach Buxbaum also nicht allein aus der Wirkung des Sinnesmaterials erklären, sondern viel eher aus der Identifikation mit der Pädagogin. Aber auch die bemerkenswerte Konzentration der Kinder in einem Montessori-Kindergarten geht für Buxbaum nicht allein von der Wirkung, welche Montessori ihrem Entfaltungsmaterial zuschreibt, aus:

„Die Arbeit am Entfaltungsmaterial ist für das Kind befriedigend, nicht nur weil sie der Entwicklung seiner Sinne und Fähigkeiten dient, sondern auch zum großen, vielleicht größten Teil, weil das Kind dadurch befriedigt ist, daß es Gelegenheit findet, seine Triebe in triebnaher Form zu betätigen; das erleichtert auch die Konzentration.“⁵⁰

Buxbaum spricht damit die Erweiterung der Montessori-Methode in Wien an, u. a. die Hausarbeiten (Kellneramt, Küchenarbeiten in einer Kinderküche) und die gestalterischen Tätigkeiten. Als ein Beispiel führt sie das Ausfüllen der geometrischen Formen mit Farbe, das Kneten von Ton oder Plastelin an, das dem Kind die Möglichkeit gibt, seine analen Triebe in sublimierter Form zu befriedigen.⁵¹ Die Beschäftigungen im Kinderhaus ermöglichten es,

„den Trieb weder in die Verdrängung zu treiben, von der Sublimierung, das heißt von der Ablenkung zu anders gearteter Verwendung auszuschließen, noch ihn zur vollen Befriedigung durchzulassen, sondern einen Mittelweg zu finden“,

wie Anna Freud in dem genannten Artikel über Kleinkinderziehung empfiehlt.⁵² Herta Fuchs' Bericht über die Arbeit der heilpädagogischen Gruppen ist zu entnehmen, daß man versuchte, bei schwierigen Kindern die Sublimierungsmöglichkeiten im Kindergarten bewußt einzusetzen, um eine Besserung des Zustandes herbeizuführen.

„In letzter Zeit wurde in Kreisen fortschrittlicher Pädagogen häufig die Forderung gestellt, daß auch bei Kindern, welche von der normalen Entwicklung abweichen, die Tätigkeit als wichtigster Erziehungsfaktor weitgehend an die Stelle der Übertragungseinflüsse zu stellen wäre. ... Mit Hilfe unseres analytischen Wissens über Triebentwicklung und Libidostufen müßte es möglich sein, für jede Störung, welche durch eine Fixierung oder Regression auf eine frühere Entwicklungsstufe bedingt erscheint, das entsprechende Beschäftigungsmaterial und Spielzeug auszuwählen.“⁵³

1936 weist Anna Freud in *Das Ich und die Abwehrmechanismen* auf einen Gegensatz zwischen psychoanalytischer und Montessori-Pädagogik hin, nämlich in der Einschätzung des kindlichen Spiels. Nach Wolffheim war der gängige Montessori-Kindergarten in erster Linie auf die Materialbeschäftigung eingestellt, und das Spiel wird als etwas Untergeordnetes aufgefaßt.

„Denn Montessori nimmt das Spiel nicht wie wir als ein Mittel zur Anpassung an die Realität, sondern erblickt in der Befätigung der Phantasie eine Erschwerung derselben.“⁵⁴

In *Das Ich und die Abwehrmechanismen* gibt Anna Freud Beispiele für ein Stück Realitätsbewältigung auf dem Wege des Spiels, sie beschreibt die Möglichkeit, im Kinderspiel die Rivalität mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil oder das traumatische Erleben einer ärztlichen Behandlung zu bearbeiten. Durch den Einfluß insbesondere von Anna Freud wurde in den Wiener Montessori-Kindergärten das Kinderspiel wieder vermehrt gefördert.

Herr im eigenen Haus zu sein, war für Anna Freud das neuartige und besondere am Erziehungsansatz Montessoris, so schreibt sie im Vorwort der von Rita Kramer verfaßten Biographie Maria Montessoris.⁵⁵ Dieser Satz könnte auch als Metapher dafür gelesen werden, daß im Wiener „Haus der Kinder“ den Kindern soweit als möglich auch psychische Kompetenz zugesprochen wurde. Die Kindergärtnerinnen schufen unter dem Einfluß der Psychoanalyse ein therapeutisches, auf die Stützung des Ichs ausgerichtetes Milieu, das den Kindern die Möglichkeit bot, auf selbständige Weise Konflikte zu bewältigen. Als ein weiteres Indiz dafür kann Emma Planks 1933 in der *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik* erschienener Artikel *Affektive Förderung und Hemmung des Lernens* angesehen werden.⁵⁶

In der Montessori-Schule kann das Kind – den von Montessori festgestellten sensitiven Phasen entsprechend – tage- und wochenlang ungestört derselben Tätigkeit nachgehen. Emma Plank geht in diesem Aufsatz auf die Frage ein, die sich der psychoanalytisch geschulte Lehrer stellen muß, „warum sich ein Kind gerade mit dem einen Gebiet beschäftigt“.⁵⁷ In ihrer Klasse befinden sich einige Kinder, die sich auf ganz andere Art als die übrigen Wissen aneignen. Diese Kinder sind fast ausschließlich mit Lesen beschäftigt. Die affektbetonte Aufmerksamkeit für dieses eine Gebiet erklärt Emma Plank jeweils aus der psychischen Verfassung des Kindes, das darin einen Weg gefunden hat, einen Konflikt zu lösen. Sie greift nicht retardierend ein,

„da wir Bemühungen eines Kindes, durch Arbeit aus einer psychisch ungünstigen Situation herauszukommen, weder einschränken noch durch unseren Eingriff entwerten wollen.“⁵⁸

Die Beziehungen zwischen Psychoanalytikerinnen und Montessori-Pädagoginnen hatten einen zweifachen Charakter. Letztere konnten durch die von 1931–1934 vierzehntägig stattfindenden Supervisionen mit Anna Freud ihre Fähigkeit, mit schwierigen Kindern umzugehen, bedeutend erweitern. Die Psychoanalytikerinnen fanden im Kindergarten ein Praxisfeld vor, in dem sie selbst direkte Beobachtungen anstellen konnten. 1937/38 richtete Anna Freud in den mittlerweile zum Teil leerstehenden Räumen des Rudolfsplatzes die sogenannte Jack-

son-Nursery ein, mit dem Ziel direkter systematischer Beobachtung.⁵⁹ Bereits davor wurden in Zusammenarbeit mit Anna Freud von Kindergärtnerinnen Beobachtungen angestellt (z. B. zur Eingewöhnung).⁶⁰ In der Emigration fand das „Haus der Kinder“ vom Rudolfsplatz, das wie alle anderen Montessori-Kindergärten und Schulen 1938 von den Nationalsozialisten geschlossen wurde, in Anna Freuds „Hampstead Nurseries“, deren leitende Kindergärtnerin die Wiener Montessori-Pädagogin Hedy Schwarz war, ansatzweise eine Fortsetzung.⁶¹

Nicht vergessen soll jedoch werden, daß den psychoanalytischen Pädagoginnen die Mitgliedschaft in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung verwehrt war, obgleich 1933 im Lehrinstitut eine reguläre Ausbildung zum „Psychoanalytischen Pädagogen“ angeboten wurde. Daraus mußte sich notwendig eine Hierarchie zwischen Psychoanalytikerinnen (die selbst oft aus dem pädagogischen Bereich gekommen waren, so Anna Freud, Edith Buxbaum) und psychoanalytischen Pädagoginnen ergeben. Der damit angelegte Konflikt kam für Emma Plank, die im Zeitraum von 1933–1938 selbst eine Ausbildung zur psychoanalytischen Pädagogin absolvierte, aber erst in der Emigration zum Tragen.

Emma Plank hat die Emigration ihren Worten nach positiv bewältigt. In San Francisco, wo sie bis Ende 1947 – zum Schluß als Leiterin einer Progressive-School – lebte, konnte sie an ihre Wiener Arbeit mit Kindern anschließen.⁶² Der Versuchung, am höheren Prestige der Analytikerin zu partizipieren (Ruth Mack Brunswick hatte ihr vorgeschlagen, selbst als Kinderanalytikerin zu arbeiten), widerstand sie, denn sie wollte mit Kindern in erster Linie erzieherisch umgehen. Anders als die meisten Emigranten wurde sie (von Anton Tesarek) gebeten, sich am Wiederaufbau zu beteiligen. 1948/49 kam sie im Rahmen eines „special project“ des „American Friends Comitee Wien“ zurück, mit dem Ziel, einen Versuchskindergarten nach den Vorbild des „Hauses der Kinder“ am Rudolfsplatz aufzubauen und eine Nacherziehung der Kindergärtnerinnen vorzunehmen.⁶³ Die Gründe, warum sie in die USA zurückkehrte, hängen u. a. mit der beruflichen Perspektive in Wien, nämlich nach Tesareks Vorschlag, künftig als Inspektorin tätig zu sein, zusammen. Für die Lehre hätte sie eine Lehramtsprüfung an der Universität nachholen müssen. In den USA war ihr aufgrund des Prinzips der Evaluierung die fehlende Studienberechtigung nachgesehen worden und sie hatte vor ihrer Rückkehr am Mills College in San Francisco im Fach Child Development innerhalb kürzester Zeit ein Masters Degree erworben.

1950–1953 wurde Emma Plank als Leiterin der von Anny Angel-Katan gegründeten Hanna Perkins Nursery School nach Cleveland berufen, ein Lehrkindergarten mit schwierigen Kindern, der an die Western Reserve University angegliedert war. An

dieser Universität war die Psychoanalyse stark verankert und sie erlangte innerhalb der amerikanischen Ausbildungsinstitutionen insofern große Bedeutung, als hier als einzigem Ort neben der Hampstead Klinik Anna Freuds Laienanalytiker ausgebildet wurden.⁶⁴ Die Hanna Perkins School unterstand Anny Angel-Katan, die Plank aus Wien gut bekannt war, und arbeitete eng mit Anna Freuds Klinik zusammen. Das in London ausgebildete Personal hatte jedoch eine grundlegend andere Einstellung als Emma Plank, die sich als psychoanalytisch ausgebildete Erzieherin und weniger als Therapeutin verstand. Angel-Katan trug nach Planks Meinung wenig dazu bei, den Konflikt zu lösen. Die alte Frage Emma Planks, die sie Anna Freud vor 1938 stellte, ob zur Gesundung eines Kindes mehr die Analyse oder die pädagogische Situation in ihrer Schule beigetragen habe, wandelte sich in die Frage, welche Rolle ihr als psychoanalytische Pädagogin in einem Lehrkindergarten für angehende Kinderanalytiker prinzipiell zukommen soll. Emma Plank verließ schließlich die Abteilung.

Im Umgang mit Mitarbeitern und in der Elternarbeit brachte Plank aus der Teamarbeit in Wien und in San Francisco große Erfahrung nach Cleveland mit und konnte diese im Aufbau ihrer Programme für Kinder im Krankenhaus einsetzen. Sie publizierte zu diesem Thema zahlreiche Artikel und hielt Vorträge auf Kongressen.⁶⁵ Gemeinsam mit dem Leiter der Kinderklinik gelang es ihr, die Umsetzung dieses Programms an vielen weiteren amerikanischen Kinderkliniken zu initiieren. 1972 wurde Plank als Professorin an der pädiatrischen Abteilung der Western Case Reserve University emeritiert. Als sie nach dem Tod ihres Mannes Robert Plank 1984 nach Wien zurückkehrte, war das Interesse an einem solchen Programm gering.⁶⁶ Sie versuchte jedoch, der durch die Initiative einzelner Lehrer und Eltern wiedererstandenen Montessori-Pädagogik in Wien Impulse zu geben. Emma Plank schloß also am Ende ihres Lebens dort an, wo sie in jungen Jahren begonnen hatte.

ANMERKUNGEN:

- 1 Spira, Leopold: *Kommunismus adieu. Eine ideologische Biographie*. Wien u. a. 1992, S. 9. Interview mit Emma Plank, geführt vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) nach Emma Planks Rückkehr 1984 nach Wien, teilweise wiedergegeben in: *Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten*. Hg. vom DÖW. Wien 1993. Wenn nicht anders angegeben beziehe ich mich bei Angaben zu Emma Planks persönlichem und beruflichem Werdegang sowie zur Entwicklung der Montessori-Pädagogik auf dieses Interview.
- 2 Scheu, Friedrich: *Ein Band der Freundschaft. Schwarzwald-Kreis und Entstehung der Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler*. Wien u. a. 1985. S. 86
- 3 Franz Schlamm war die Schwester von Willi Schlamm, dem späteren Chefredakteur der *Roten Fahne*, Parteiorgan der KPÖ. Dessen Frau Steffi Schlamm war eine Freundin Wilhelm Reichs. s. Karl Fallend: *Wilhelm Reich in Wien. Psychoanalyse und Politik*. Wien u. a. 1988, S. 124
- 4 Nach Leopold Spira ließ sich sein Schwager umbenennen, da er seinen jüdischen Namen als hinderlich empfand.
- 5 Scheu, 1985, S. 115; S. 148
- 6 Anders ihr Bruder: Leopold Spira wurde 1929 Mitglied der VSM und ab Februar 1935 Mitglied der damals illegalen KPÖ, s. Spira, 1992, S. 11ff
- 7 Zu den Anfängen der Montessori-Bewegung in Wien, s. bes. Rita Kramer: *Maria Montessori. Leben und Werk einer großen Frau*. Mit einem Vorwort von Anna Freud. München 1977, S. 271-277.
- 8 Elisabeth Prager konvertierte unter dem Eindruck des Todes der Freundin 1924 zum Katholizismus, der ihr nicht zuletzt von der tiefgläubigen Maria Montessori nahegebracht wurde. Bei der Begegnung mit Montessori in Amsterdam 1924 beeindruckte sie die „katholische Atmosphäre“, welche diese ausstrahlte. s. Mirjam Prager: OSB, *Das Buch meines Lebens*. Graz u. a. 1981, S. 32. 1929 dissertierte Prager unter Verwendung zahlreicher Kinderzeichnungen bei Karl Bühler zum Thema *Verständnis für Scherz und Komik beim Kinde*. 1934 trat sie in das Benediktinerinnenkloster St. Gabriel in der Oststeiermark ein.
- 9 Kramer, 1977, S. 276f
- 10 Helmut Engelbrecht: *Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs*. 5 Bde. Wien, 1982-88, Bd. 5, S. 153
- 11 Ebd., S. 154
- 12 Tesarek war wie seine Kollegen Alois Jalkotzy und Philipp Frankowski führend in der Kinderfreunde-Bewegung. 1925 gründete er die „Roten Falken“. Zur Biographie von Anton Tesarek s.: Jakob Bindel (Hg.): *75 Jahre Kinderfreunde 1908-1983*. Wien u. a. 1983
- 13 Anton Tesarek: *Das Kind ist entdeckt. Beitrag zu einer volkstümlichen Seelenkunde*. Wien 1933, S. 30
- 14 Nach den Worten von Hedy Hollitscher, einer Montessori-Kindergärtnerin, die gegen den Willen ihrer Leiterin im Kindergarten Winarsky-Hof die Montessori-Methode praktizierte, galt insbesondere Philipp Frankowski als Anhänger Fröbels. Gespräch mit Hedy Hollitscher im Mai 1995. Zu Frankowskis Kritik an Montessori, s. Philipp Frankowski: *Ein Buch aus der Praxis*. In: *Die Quelle*, 81 (1931), S. 135ff. Zur Einrichtung der Hospitier-Kindergärten, s. Engelbrecht, S. 155
- 15 Lili Roubiczek: *Das Kinderhaus. Montessori-Grundsätze und Architektur*. In: *Der Aufbau*, 1926. Lili Peller-Roubiczek: *Pädagogische Bemerkungen*. In: *Ein Haus der Kinder*. Sonderheft Moderne Bauformen. Stuttgart 1935; sowie Emma Planks Kommentar zum Wiederabdruck in: Lili E. Peller: *On Development and Education of Young Children*. Selected Papers, ed. by Emma N. Plank. New York 1978, S. 3-9
- 16 Franz Singer / Friedl Dicker. *2x Bauhaus in Wien*. Hochschule für Angewandte Kunst. Wien 1988. S. 63-70
- 17 So etwa zu Themen wie *Das Elternbuch* (1929), *Das Kind und seine lebende Umwelt* (1931), *Beobachtungen über geistige Arbeit bei Fünfjährigen* (1931), *Einführung ins Rechnen im Montessori-Kinderhaus* (1932) in der Erziehungszeitschrift *Die Quelle*. Eine

- (nicht ganz vollständige) Liste der Veröffentlichungen Emma Planks (beziehungsweise Spiras) aus der Vorkriegszeit befindet sich in: Winfried Böhm: *Maria Montessori*. Bad Heilbrunn 1969
- 18 Zeugnis ausgestellt von Dr. Ernst H. Buschbeck im Namen des „Vereins zur Gründung und Erhaltung eines Montessori-Kinderhauses in Wien“ am 11. April 1938. Nachlaß Emma Plank. Buschbeck wurde nach dem Februar 1934 als Regierungsbevollmächtigter zur Oberaufsicht über das „Haus der Kinder“ eingesetzt und erwies sich wider Erwarten, soweit es ihm möglich war, als Förderer der Montessori-Bewegung.
 - 19 Emma Plank wurde im Laufe ihres Lebens wiederholt zur Beziehung zwischen Anna Freud und Maria Montessori befragt. In ihrem 1966 gehaltenen unveröffentlichten Vortrag „In Memory of Lili Peller“ führt sie den Bruch der beiden Frauen darauf zurück, daß es Roubiczek nicht gelang, Maria Montessori für die Psychoanalyse zu begeistern. Dies sei der Anfang vom Ende ihrer Bindung gewesen. (Kramer 1977, S. 301) Gegen Ende ihres Lebens meinte Plank allerdings, Montessoris Distanzierung habe sich in erster Linie aus der Mißbilligung von Roubiczeks „linker Heirat“ (1933) ergeben. vgl. Günther Bittner: *Maria Montessori und das Unbewußte*. In: Brigitta Fuchs / Waltraud Harth-Peter (Hg.): *Montessori-Pädagogik und die Erziehungsprobleme der Gegenwart*. Würzburg 1989, S. 49
 - 20 Trude Hammerschlag wurde 1899 in Wien als Tochter eines jüdischen Arztes geboren. Nach der Matura 1917 begann sie, an der Philosophischen Fakultät zu studieren. 1920 legte sie die Reifeprüfung für Volksschulen ab. s. Curriculum vitae. Wien, 1923, Archiv der Universität Wien
 - 21 Von ihm wurde sie 1925 wieder geschieden. s. Elke Mühlleitner: *Biographisches Lexikon der Psychoanalyse*. Tübingen 1992, S. 132.
 - 22 Curriculum vitae.
 - 23 Trude Hammerschlag: *Zur Psychologie von Kinderzeichnungen. – Die die Zeichnung bestimmenden Faktoren*. Phil. Diss. Wien 1923, S.66f.
 - 24 Marietta Mautner Markhof: *Franz Cizek und die „moderne Kunst“ – Ornamentale Formenlehre an der Kunstgewerbeschule in Wien*. In: *Franz Cizek. Pionier der Kunstszene (1865-1946)*. Historisches Museum der Stadt Wien. Wien 1985.
 - 25 Hammerschlag unterrichtete auch an der „Freien Schule – Kinderfreunde“ und an der sozialen Akademie des Bundes. Siehe unveröffentlichte Gedenkschrift „In memoriam Dr. Gertrude Hammerschlag“.
 - 26 Ludwig Münz / Viktor Löwenfeld: *Plastische Arbeiten Blinder*. Brunn 1934.
 - 27 vgl. Mühlleitner, 1992, S. 55.
 - 28 Victor Loewenfeld: *Creative and Mental Growth*. New York 1947, S. 5–7
 - 29 geb. 1916 in Wien, Tochter von Pepa (geb. Neumann) und Richard Kramer. Die Schwester der Mutter, Elisabeth Neumann, lebte von 1925–1933 mit Siegfried Bernfeld zusammen (verheiratet von 1930–1934). In ihrer Arbeit mit Friedl Dicker in Prag von 1936–1938 lernte Kramer Möglichkeiten kennen, den künstlerischen Prozeß bei gehemmten, traumatisierten Kindern in Gang zu setzen. s. Edith Kramer: *Erinnerungen an Friedl Dicker-Brandeis*. In: Franz Singer: *Friedl Dicker*. Wien 1989.
 - 30 Edith Kramer: *Kunst als Therapie mit Kindern*. München 1991, S. 30
 - 31 Nelly Wolffheim schreibt 1930: „Nehmen wir den fünfjährigen Knaben Hans, der in seinen Zeichnungen nur Zerstörungsvorgänge darstellt: das Brennen eines Schiffes, den Einsturz eines Hauses und ähnliches. Er zeigt uns damit nicht nur andeutungsweise seelische Vorgänge, sondern er schafft sich selbst mit Hilfe dieser Darstellungsform einen Weg, inneres Erleben nach außen zu bringen. Es wird aus der Gefühls- oder Gedankenwelt etwas produziert, etwas gewissermaßen zu einem höheren Zweck umgewertet – dem Schaffen eines Künstlers gleich.“ Nelly Wolffheim: *Psychoanalyse und Kindergarten*. In: *ZpsaP*, IV. Jg. (1930), S. 181
 - 32 Karl Fallend: *Von der Jugendbewegung zur Psychoanalyse*. In: Karl Fallend / Johannes Reichmayr (Hg.): *Siegfried Bernfeld oder die Grenzen der Erziehung*. Basel u. a. 1992, S. 50
 - 33 Friedl Dicker, welche die Wohnungen ihrer Freunde mit modernen Möbel im Stil des Bauhauses ausstattete und deren Kinder nach der Methode Ittens unterrichtete, engagierte sich von 1927 bis zu ihrer Inhaftierung im Ghetto der Theresienstadt 1942 für den Kommunismus. Sie ist heute vor allem durch die Kinderzeichnungen bekannt, die in ihren Zeichenstunden mit den ebenfalls inhaftierten Kindern in Theresienstadt entstanden sind. Friedl Dicker starb 1944 im Konzentrationslager Auschwitz.
 - 34 Zum freizügigen Lebensstil der Analytikergruppe um Bernfeld, A. u. W. Reich, Fenichel, B. Bornstein, die am Grundlsee die Sommer verbrachte, s. Peter Heller: *Eine Kinderanalyse bei Anna Freud (1929–1933)*. Günther Bittner / Peter Heller (Hg.): Würzburg 1983. S. 212–221. Ebenso s. Wolfgang Fischer: *Wohnungen*. München 1972, 6. Kap.
 - 35 Fallend, 1988, S. 120f
 - 36 Zur Aufnahme der Psychoanalyse durch sozialistische Erzieher s. bes.: Johannes Reichmayr: *Sozialistische Erziehung und Psychoanalyse in der Ersten Republik*. In: Erik Adam (Hg.): *Die österreichische Reformpädagogik 1918–1938*. Wien u. a. 1981
 - 37 Wolfgang Huber: *Psychoanalytische Pädagogik 1933–38 in Österreich*. In: Adam, 1981, S. 135
 - 38 Fuchner Hans: *Psychoanalytische Pädagogik*. In: *Psyche*, 32. Jg. (1978), S. 196
 - 39 a. a. O.
 - 40 s. bes. Herta Fuchs: *Psychoanalytische Heilpädagogik im Kindergarten. Bericht über die Versuchsarbeit eines Jahres*. In: *ZpsaP*, VI. Jg. (1932)
 - 41 Bittner, 1989, S. 49
 - 42 Edith Sterba: *Ein abnormes Kind*. In: *ZpsaP*, VII. Jg. (1933). Fortsetzung in Heft 2. Daran anschließend: Emma Plank-Spira: *Herbert in der Schule*.
 - 43 Bestätigung zur Ausbildung zum Psychoanalytischen Pädagogen, ausgestellt von Dr. Wilhelm Hoffer. Nachlaß Emma Plank.
 - 44 Edith Buxbaum war in der Jugendbewegung engagiert; wie Annie Reich, mit der sie befreundet war, arbeitete sie in den „Proletarischen Sexualberatungsstellen“ mit. Sie unterrichtete ab 1926 als Gymnasiallehrerin. s. Mühlleitner, 1992, S. 58
 - 45 Edith Buxbaum: *Analytische Bemerkungen zur Montessori-Methode*. In: *ZpsaP*, VI. Jg. (1932), S. 326
 - 46 Annie Reich: *Zur Frage der Sexualaufklärung*. In: *ZpsaP*, III. Jg. (1928), S. 99
 - 47 vgl. Buxbaums Kommentar zu Montessoris Einschätzung, in: Buxbaum, 1932, S. 331ff
 - 48 Ebd., S. 326f.

- 49 Anna Freud: *Die Erziehung des Kleinkindes vom psychoanalytischen Standpunkt aus*. In: ZpsaP, VIII. Jg. (1934), S. 17–25
- 50 Buxbaum, 1932, S. 332
- 51 Ebd., S. 328
- 52 Anna Freud, 1934, S. 21
- 53 Herta Fuchs: *Probleme der heilpädagogischen Kindergartenarbeit*. In: ZpsaP, VII. Jg., 1933, S. 248
- 54 Wolffheim, 1930, S. 175; vgl. Anna Freud: *Das Ich und die Abwehrmechanismen*. Frankfurt a. M. 1984, S. 67
- 55 Kramer, 1977, S. 11
- 56 Plank verarbeitet darin ihre Erfahrungen als Volksschullehrerin in der Volksschule Grünentorgasse, wohin sie mit den älteren Kindern des Rudolfsplatz' gezogen war. Sie blieb bis 1938 dort Lehrerin, während Roubizek-Peller bereits 1934 emigrieren mußte.
- 57 Emma Plank: *Affektive Förderung und Hemmung des Lernens*. In: ZpsaP, VII. Jg., S. 122
- 58 Ebd., S. 128
- 59 Huber, 1981, S. 142
- 60 Hilde Fischer / Lili Peller: *Eingewöhnungsschwierigkeiten im Kindergarten*. In ZpsaP, VIII. Jg. (1934), S. 35
- 61 Anna Freud: *Kriegskinder. Berichte aus den Kriegskinderheimen „Hampstead Nurseries“*. 1941–1942. Schriften, Bd. II. Frankfurt a.M. 1980. S. 368
- 62 Emma Plank emigrierte mit ihrem Mann von Wien aus zunächst nach England. Dort leitete sie für einige Monate ein Heim für baskische Flüchtlingskinder.
- 63 Emma Plank hinterließ den Wiener Kindergärtnerinnen eine kleine Schrift, in der sie ihnen Richtlinien für die Arbeit im Kindergarten erstellte: *Beiträge zur Kindergartenpädagogik der Gegenwart*. Heft 1–3. Hg. von der Österreichischen Gesellschaft für die Fürsorge und Erziehung des Kleinkindes. Wien 1950
- 64 Tomas Plänklers / Ernst Federn: *Vertreibung und Rückkehr. Interviews zur Geschichte Ernst Federns und der Psychoanalyse*. Tübingen 1994. S. 185, 198f. Sowie Gespräch mit Ernst und Hilde Federn im Mai 1995.
- 65 Daraus entstand ihr Buch *Working with Children in Hospitals*. Cleveland. 1971. Deutsch: *Hilfen für Kinder im Krankenhaus*. München 1973
- 66 Für den Anwalt Robert Plank brachte die Emigration die Notwendigkeit, den Beruf zu wechseln. Er absolvierte ein Studium an der kalifornischen Staatsuniversität, und war in Cleveland als leitender psychiatric social worker tätig, und zwar als Supervisor im Bereich der Veteranenbetreuung. Plank hatte in Wien Artikel für die *Arbeiter-Zeitung* verfaßt und begann, in der Emigration wieder zu schreiben. Sein besonderes Interesse galt der phantastischen Literatur.

IWK-DOKUMENTATIONS- UND FORSCHUNGSSTELLEN

FRAUENFORSCHUNG

Literaturdatenbank mit circa 13.500 Eintragungen: Hochschulschriften (Habilitationen, Dissertationen, Diplomarbeiten, Hausarbeiten, Forschungsarbeiten) zum Thema Frau seit 1875, frauenspezifische Bücher, Broschüren und Zeitschriften.

Bibliothek: Schwerpunkte u. a. Faschismus / Widerstand, Frauenbewegung, Frauen und Erwerbstätigkeit, Ehe und Familie, Schule / Ausbildung / Bildung, Hochschule / Wissenschaft, Gewalt gegen Frauen, Politik, Literatur, Philosophie, Kunst und Kultur, Biographien und „Biographisches Lexikon der österreichischen Frau“; in- und ausländische Zeitschriften, u. a.: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Emma, Feministische Studien, Frauensolidarität, L'Homme, metis, Unterschiede.

ÖSTERREICHISCHE WISSENSCHAFTSEMIGRATION

Erste quantitative Bestandsaufnahme der verlust- und folgenreichen Vertreibung österreichischer Intellektueller in der Epoche des Faschismus.

Datenbank: über 2.000 Biographien österreichischer WissenschaftlerInnen, benutzerfreundliches Abfrageprogramm mit zwanzig kombinierbaren Auswertungsmerkmalen, EDV-Spezialbibliographie mit ca. 5.000 Literaturangaben.

Handbibliothek mit ca. 2.000 Titeln zur österreichischen Wissenschaftsemigration.

ÖFFNUNGSZEITEN:
MONTAG – FREITAG, 9.00 – 16.00 UHR

INSTITUT FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST, 1090 WIEN, BERGGASSE 17, TELEFON 317 43 42

H. RUEDIGER SCHIFERER

RAISSA ADLER (1872–1962) Von der bürgerlichen Frauenbewegung zum österreichischen Trotzismus

VORGESCHICHTE:

Im Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung befinden sich zwei Schreiben Raissa Adlers, welche sie 1956 an Hugo Thaller, den ehemaligen Redakteur der *Arbeiter-Zeitung*, gerichtet hatte. Nach der Anrede „Lieber Genosse Thaller“ drückt sie ihre Freude darüber aus, daß während der Feierlichkeiten zum 20. Todestag Alfred Adlers ein einzelner es doch gewagt hatte, auf die sozialistische Karriere ihres Gatten hinzuweisen. Hugo Thaller hatte in einem Leserbrief an die *Arbeiter-Zeitung* den Werdegang Alfred Adlers vom sozialistischen Studenten und Mitglied der sozialistischen Studentenvereinigungen „Veritas“ und „Freie Vereinigung“ zum persönlichen Freund Karl Renners geschildert. Ebenso wies er darauf hin, daß Alfred Adler zu Beginn des Jahrhunderts des öfteren Artikel in der *Arbeiter-Zeitung* veröffentlichte und mit dem Redaktionsstab in recht freundschaftlichen Beziehungen stand.

Raissa Adler bestätigt – für Alfred Adler-Forscher nicht uninteressant – Thallers Aussagen, erkundigt sich dann nach der Person Hugo Thallers und begründet ihr Interesse mit dem Umstand, daß Alfred Adler sie leider stets von seinen Studienfreunden ferngehalten habe. Sie wisse daher nur sehr wenig über die einzelnen Personen.

Dies wäre ohne Belang, gäbe es nicht die – aus Raissas späterem, prononziertem Eintreten für Sozialismus und Kommunismus entstandene – Annahme, daß Alfred Adler seine spätere Frau in diesen Studentenkreisen kennengelernt hätte, welche nun zu hinterfragen ist.

Raissa Timoejevna Epstein entstammte einer „guten“ jüdischen Familie in Rußland mit sehr wohlhabenden Verwandten in Smolensk und Moskau. Sie erhielt eine ausgezeichnete Bildung durch Privatlehrer. Da ihr in Rußland der Zugang zu den Universitäten verwehrt war, ermöglichte ihr die Familie ein Studium in Zürich. Sie gehörte damit zu den vielen, ausgezeichnet vorgebildeten, russischen Frauen aus wohlhabenden Familien, die in dieser Zeit zum Studium in das westliche Europa strömten und in ihren Gastländern nicht unwesentlich zur Stärkung der Frauenbewegung beitrugen. Zeitungsberichten nach verunsicherten sie durch ihre Vorbildung die Schweizer Hochschullehrer, die sich empörten, von ihren russischen Studentinnen selbst bei Prüfungen lächerlich gemacht zu werden.

Raissa begann also in Zürich ein naturwissenschaftliches Studium, schloß es aber nicht ab. 1895/96 kam sie nach Wien und erreichte überraschend schnell Akzeptanz und Aufnahme in die ersten Zirkel der vor allem akademisch orientierten Wiener Frauenbewegung. 1899 publizierte sie –

bereits verheiratet und junge Mutter – in der von Fickert, Lange und Mayreder herausgegebenen, damals führenden Wiener Frauenzeitung *Dokumente der Frauen* den Artikel „Das gemeinsame Studium und die Professoren“, der sich mit den Fragen des weiblichen Medizinstudiums befaßte. Bald darauf (1900) wurde auf der Wiener Universität das Medizinstudium für Frauen zugelassen.

Da Alfred Adler Raissas Bekanntschaft nicht im Kreis seiner sozialistischen Studenten gemacht haben konnte, bleibt also nur die Annahme, daß er sie in einem Wiener Salon kennenlernte. In Frage kommt wohl nur der Salon Julian Klazckos, einen emigrierten russischer Schriftstellers, der sich vor allem der jüdischen und russischen Emigrantenszene annahm. Raissas spätere Freundschaft mit Aline Furtmüller, geborene Klazcko, scheint darauf hinzuweisen.

Den Briefen Alfred Adlers ist zu entnehmen, daß Raissa in einer standesgemäßen Wohnung in der Vorstadt polizeilich gemeldet war; Studentinnenheime gab es in dieser Zeit des beginnenden Frauenstudiums – das noch dazu der Kosten wegen nur Privilegierten zugänglich war – keine. Der Währinger Medizinhistoriker Beckh-Widmannstetter nennt für 1896 eine Wohnung in der Eisengasse, also ganz in der Nähe des späteren ersten Wohnsitzes des Ehepaares Adler. Die Wohnung gestattete ihr sogar, Besuche zu empfangen, war also mehr als nur ein gemietetes Zimmer.

So nimmt es nicht wunder, daß Raissa Epstein allgemein für eine reiche russische Erbin gehalten wurde. Selbst Alfred Adler jubelt in einem Brief an sie, die ganze Produktenbörse wäre in Aufregung, daß es ihm gelungen sei, einen solchen russischen Schatz zu heben.

Nachdem sie einander in Moskau näher kennengelernt hatten, heirateten Raissa und Alfred ohne Wissen von Raissas Vater Ende Dezember 1897 in Smolensk. Valentine Dina, ihr erstes Kind, wurde am 12. August geboren und im September in der Eisengasse 20 polizeilich gemeldet, nachdem von Amts wegen Valentines Anerkennung als eheliches Kind durchgeführt wurde.

DIE BEGEGNUNG MIT TROTZKI

Als junge Frau und bald mehrfache Mutter – neben Vali bekamen die Adlers bis 1909 noch drei Kinder – mußte Raissa Adler bald ihre Studienpläne und ihr feministisches Engagement zurückstellen. Sie versuchte wohl immer wieder, sich dagegen aufzulehnen, mußte sich aber dem gesellschaftlichen und alltäglichen Zwang beugen, zumal Alfred Adler

schnell ein vielbeschäftigter Arzt wurde, der kaum Zeit für die Familie aufzubringen imstande war. Zahlreiche wissenschaftliche und politische Interessen okkupierten ihn völlig.

Die kontroversen Interessen der Eheleute führten zu einem tiefgreifenden und anhaltenden Zerwürfnis. Dennoch dachten sie nie daran, den Bestand der Ehe in Frage zu stellen, obwohl ähnliche Zerwürfnisse bei nicht wenigen Freunden Alfred Adlers zu Scheidungen führten.

Gesellschaftliche Kontakte zum Salon Klazckos hielt Raissa aufrecht und lernte so über ihre Freundin Aline Trotzki's junge Frau Natalia kennen, als Trotzki nach seiner geglückten Flucht aus Sibirien 1907 nach Wien gekommen war und bei Klazcko freundlich aufgenommen und anfangs auch betreut wurde. Die beiden Frauen verstanden sich gut und wurden schnell zu Freundinnen.

Raissa sorgte dafür, daß die Kinder Trotzki's, Leon und Sergej, – insbesondere nach der Geburt des zweiten Sohnes – von Alfred Adler bis 1914 ärztlich betreut wurden. In seinen Memoiren von 1930 berichtet Trotzki später stolz über das gute gesundheitliche Zeugnis, das der Arzt Adler seinen Kindern ausgestellt habe, für ihn sicher nicht unerheblich, da er unter armseligen Verhältnissen in einem Wiener Vorort (Sievering) wohnte.

Trotzki's Wertschätzung des Allgemeinmediziners Adler war Anlaß, daß Adler mit weiteren russischen Revolutionären rund um Trotzki's Emigranten-Zeitschrift *Pravda*, die von Wien aus nach Rußland geschmuggelt wurde, bekannt wurde und schließlich auch zur nervenärztlichen Versorgung des Kreises um Trotzki beitrug. Erfolgreich nahm er sich besonders Adolf Abramovitsch Joffes an, der ein Suchtproblem hatte und als Intimus Trotzki's später an dessen Seite eine große politische Karriere machen sollte. Die Tätigkeiten des Psychotherapeuten Adler dürfte Trotzki, wie späteren Zeugnissen zu entnehmen ist, allerdings mehr der Lehre Freuds zugerechnet haben, welche er in den ersten Jahren der Sowjetunion auch für den kommunistischen Staat empfahl.

Die Kinder der Familien Adler und Trotzki spielten jedenfalls miteinander, und öfter gesellte sich auch Trotzki selbst zu den gemeinsamen Spaziergängen der Frauen und Kinder. Alfred Adler allerdings dürfte sich an solchen Geselligkeiten kaum beteiligt haben.

Auf Raissa und die Kinder übte der eloquente marxistische Dialektiker eine große Faszination aus. Zu Alfred Adler war sein Verhältnis nicht ganz so ungetrübt: in einem Feuilleton, das einen Silvesterabend im Cafe Central schildert, mokiert sich Trotzki über den Wiener Psychotherapeuten, der dort mit Freunden, aber ohne Ehefrau, über russische Kunst debattierte, ohne – so Trotzki – etwas davon verstanden zu haben.

ZWISCHENSPIEL: DER ERSTE WELTKRIEG

In der Ehe Adler kriselte es also weiter. 1913/14 nützte Raissa schließlich eine Möglichkeit, mit ihren Kindern längere Zeit – es wurden schließlich sieben Monate – auf dem Landgut der Familie Epstein bei Smolensk in Rußland, speziell bei ihrem Großvater, verbringen zu können. Trotz der Ersuchen Alfred Adlers, der offensichtlich das kommende Weltunheil herannahen sah, weigerte sie sich, nach Wien zurückzukommen, bis es durch den Ausbruch des Krieges für eine geregelte (normale) Rückkehr zu spät war. Obwohl Raissa in der kriegerischen Auseinandersetzung gefühlsmäßig eher zu ihrer Heimat Rußland neigte, siegte schließlich doch der Familiengedanke.

Unter größten Schwierigkeiten – die Familie Adler berichtet sogar von einer Audienz beim Zaren – gelangte sie schließlich gegen Jahresende 1914 mit den vier Kindern über Schweden nach Wien. Als „feindliche Ausländer“ hätten sie sonst mit einer Verbannung nach Sibirien rechnen müssen.

Alexandra Adler erinnert sich:

„... aber meine Mutter, eine geborene Russin, erklärte kurzerhand, daß sie nicht nach Sibirien gehen werde, und ihre Verwandten erreichten nach sieben Monaten, daß wir alle gemeinsam ausgewiesen wurden. Wir machten eine wunderbare Reise nach Schweden, Deutschland und Wien ... All das gab uns die seltene Möglichkeit, den Krieg von beiden Seiten zu erleben.“

Bald wurde wegen des Krieges die soziale Lage in Wien sehr schlecht, Alfred Adler war zudem „eintrückend gemacht“ und in einem Sonderauftrag nach Krakau, mitten ins Kriegsgebiet, gesandt worden. Daher übersiedelte Raissa mit der Familie nach Eichgraben, einem kleinen Ort an der Westbahn bei Wien. In einem Landsitz der Familie Beer überstand sie mit den Kindern die Nöte des Krieges.

DIE NACHKRIEGSZEIT

Durch eine von Albert Ehrenstein, dem Sekretär der individualpsychologischen Vereinigung in Zürich, vorbereitete österreichische Propagandaaktion des Kriegspressequartiers wurde Alfred Adler im Dezember 1917 und von Jänner bis März 1918 zu Vortragsreisen in die Schweiz eingeladen, obwohl er als Arzt des Kriegsspitals Grinzing noch im aktiven Militärdienst stand. Der Aufenthalt in der Schweiz führte bei ihm zu einem Überdenken der eigenen Position in der Maschinerie der Österreichisch-Ungarischen Armee, welche ihn sogar mit Orden dekoriert hatte. Er kehrte als absoluter Pazifist nach Wien zurück und stellte von da an Gewaltfreiheit auch in das Zentrum seiner wissenschaftlichen und therapeutischen Überlegungen.

Die Wirren und Nöte der Nachkriegszeit weckten in ihm nicht nur den Wunsch nach einer Auseinandersetzung mit „der großen Zeit“ des Weltkrieges,

für die er sich infolge seiner ärztlichen, psychiatrischen Kriegstätigkeit verpflichtet fühlte, sondern auch den Willen zur Mitgestaltung der nun neu zu formierenden – besseren – Welt. Er stellte sich revolutionär in den Dienst des Sozialismus, ließ sich als Arbeiterrat des I. Wiener Gemeindebezirkes wählen, wurde schließlich sogar in zwei Ausschüsse der Reichsversammlung der Arbeiterräte kooptiert, begann bei den „Kinderfreunden“ in Schönbrunn eine Laufbahn als Erzieher von Erziehern, wurde Gründungsmitglied der „Vereinigung Sozialistischer Ärzte“ und einiger anderer Vereine, die durchaus zwischen Sozialismus und Kommunismus anzusiedeln sind. Kurz, er war in alle wichtigen Erneuerungsbestrebungen zur Organisation des Staates und des Wiener Gemeinwesens involviert.

Die gesamte Familie unterstützte ihn aktiv dabei. Die Tochter Vali, absolvierte Wirtschaftswissenschaftlerin, hielt Vorträge bei den sozialistischen Studenten; Sohn Kurt wurde vom Teilnehmer der „Aktion Kinder aufs Land“ später zum Mitorganisator und Betreuer. Auch Raissa nahm die Chance wahr, ihrem häuslichen Alltag zu entkommen. Sie war, vielleicht durch die persönlichen Erfahrungen zu Kriegsbeginn, voll auf die kommunistische Linie Trotzki und der russischen Revolution eingeschwenkt und teilte diese Geisteshaltung mit zahlreichen Anhängern Alfred Adlers, etwa Otto Kaus und Magret Hilferding aus der Wiener Gruppe. Sie stand selbst dann noch zu ihrer Überzeugung, als Alfred Adler, geschockt durch Meldungen über Greuelthaten, dem Bolschewismus in zwei fulminanten Artikeln abschwor. Allerdings hinderte ihn das nicht daran, Bela Kun und dessen Anhänger nach deren Vertreibung aus Ungarn zu betreuen und mit einigen anderen prominenten Sozialisten der Klassenkämpferischen, kommunistischen Vereinigung „Clarté“ beizutreten, die auf den Ideen Henri Barbusses basierte.

Im Exekutiv- und Arbeitskomitee dieser Vereinigung finden wir aber nun auch Raissa.

DIE TROZKISTIN

Als Alfred Adler – frustriert über die Erfolglosigkeit seines politischen Wirkens – sich nach einiger Zeit aus der Tagespolitik zurückzog, war es Raissa, die sich nun in den immer zahlreicher werdenden linken Gruppierungen engagierte, anfangs sicherlich gefördert durch das Renommé des Gatten, bald aber durch die Kraft der eigenen Aktionen.

Sie band sie sich relativ eng an den Kreis um Gesundheitsstadtrat Julius Tandler, schätzte vor allem die Zusammenarbeit mit der außerordentlich progressiven Ärztin Dr. Magret Hilferding, und fand sich mit ihr auch einig in Frauenfragen, im Eintreten für das Recht des Mutterschutzes, beziehungsweise des Bundes gegen den Mutterschaftszwang. Ein Schreiben an Hilferding drückt ihre Unzufriedenheit über die politische Laxheit des vorsich-

tigen Tandler aus. (Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes)

Gemeinsam mit Tandler und Hilferding gehörte sie zu den Gründern der „Internationalen Arbeiterhilfe“, Sektion Österreich. Später sollte sie dann im Ausschuß der kommunistisch gewordenen „Roten Hilfe“ sitzen.

Im Zuge der Institutionalisierung der Kommunistischen Partei freundete sie sich immer mehr mit dieser an und trat schließlich sogar bei. Ausschlaggebend dafür kann der Umstand gewesen sein, daß es ihr gelungen war, den durch die Freundschaft mit seiner Gattin nie ganz abgerissenen Kontakt zu Trotzki zu intensivieren. Dabei dienlich war sicherlich, daß ihr alter Bekannter Joffe mehrere Jahre russischer Gesandter in Wien (1923–24) und persönlicher Intimus Trotzki seit der ersten Stunde war und deshalb von Stalin aus dem unmittelbaren Wirkungskreis der Sowjetischen Führung in eine wichtige Auslandsbeschäftigung abgeschoben wurde. Joffe erkrankte in Wien allerdings erneut psychisch und ließ sich von den bekanntesten Wiener Psychiatern in der besten Wiener psychiatrischen Privatklinik, dem luxuriösen Döblinger Sanatorium, behandeln. Er sollte schließlich – aus Protest gegen die Behandlung Trotzki durch Stalin – 1927 Selbstmord begehen. In Wiener Tageszeitungen kommentierte man dies ausgiebig. Auch führende sozialistische Individualpsychologen erklärten tief-schürfend diesen Selbstmord.

Die Zeit bis 1927 war geprägt durch das extreme Wachstum der „Vereinigung für Individualpsychologie“ in Deutschland und Österreich, wozu die sozialistische und trotzkistisch-marxistische Linke nicht unwesentlich beitrug. In Wien war es für die linke Intelligenz fast selbstverständlich, der Lehre Adlers anzugehören. Die Arbeit Adlers als Lehrer in Schönbrunn, als Lehrer am „Pädagogischen Institut der Stadt Wien“ und seine Erziehungsberatungsstellen zeigten somit Wirkung.

Adler selbst hatte sich in der Zwischenzeit von seinen sozialistischen Überzeugungen bereits weit entfernt. Es ist nicht klar, ob dies durch persönliche Enttäuschung oder seine wachsenden internationalen Erfahrungen – als Handlungsreisender in Sachen Individualpsychologie eilte er ja von Vortrag zu Vortrag, von Kongreß zu Kongreß, von Land zu Land – ausgelöst wurden. Jedenfalls trat Adler sofort der neugegründeten „Austro-American Society“ bei, in der sich ärztliche Prominenz mit österreichischer und amerikanischer Politik und Hochfinanz vereinigten. Durch seine Lehrtätigkeit bei den Universitätskursen der American Medical Association in Vienna knüpfte er weitere Kontakte und verbesserte seine Sprachkenntnisse. 1926 reiste er erstmals in die Vereinigten Staaten. Hand in Hand damit entstand natürlich Entfremdung vom Wiener Verein. Verein und Redaktion der *Zeitschrift für Individualpsychologie* lagen nicht mehr ausschließlich bei Adler, sondern weitgehend in anderen Händen.

Raissa Adler nahm sich ab Mitte der Zwanziger-

jahre verstärkt der linken und meist jüngeren marxistischen Vereinsmitglieder an. Nach einer Erzählung von Milan Dubrovich hielt sie im Café Herrenhof in der Herrengasse Hof, das – als Konkurrenz zum älteren Café Central – nach dem Krieg Heim der Expressionisten geworden war und wo auch Frauen, im Central nur ungern zugelassen, ihren Stammtisch führen konnten. Hier empfing sie ihre Freunde und es kam dazu, daß – wenn Alfred Adler in Wien war – linke Individualpsychologen manchmal zwischen Café Herrenhof und Café Siller am Schwedenplatz pendeln mußten, um sowohl bei Raissa wie auch beim Meister selbst akzeptiert zu werden. Von Manès Sperber erzählt man sich, daß er dies an manchen Abenden mehrmals tat.

Mit dem internationalen Erfolg Alfred Adlers änderte sich auch der Lebensstil der Familie. Adler kaufte die Sommerresidenz in Salmannsdorf; Urlaube führten in die Schweiz, nach Rügen, nach Berlin. Gemeinsam verreiste das Ehepaar Adler allerdings nur einmal: 1930 nahm Alfred Adler seine Frau anlässlich seines 60. Geburtstages auf eine Reise durch Europa mit, die er als Triumphzug absolvieren konnte. Er sollte sich später allerdings sehr kritisch über Raissas Verhalten bei dieser Reise äußern, ein Verhalten, das seinem Wohlbefinden geschadet habe.

Raissa Adler begann zu dieser Zeit sich des öfteren von manchen Ideen Alfred Adlers zu distanzieren. „In allen Dingen bin ich nicht seiner Meinung“, mit diesem Ausspruch sollte sie später die Adler-Biographin Bottome beim ersten Zusammentreffen konfrontieren. Sie schaltete sich nun auch in die Gestaltung der *Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie* ein. Bis 1930 hatte sie nur wenige Beiträge dazu geliefert. Nun schrieb sie einige Buchkritiken, deren bekannteste eine Besprechung von Friedrich Torbergs *Schüler Gerber hat absolviert* war, die – nach strengen individualpsychologischen Maßstäben verfaßt – Torberg dazu trieb, beim Meister selbst Schutz zu suchen.

Aus dem Briefwechsel mit Trotzki wird ersichtlich, daß Raissa in der Zwischenzeit innerhalb der Kommunistischen Partei in Schwierigkeiten geriet, da sie versuchte, der internationalen Entmachtung Trotzki zumindest bei der österreichischen Partei entgegenzuwirken. Die Moskau-treue kommunistische Partei, die bereits alle Trotzkiisten ausgeschlossen oder sonst verloren hatte, wollte sich das von Raissa verordnete Beispiel Trotzki nicht so ohne weiteres gefallen lassen.

Raissa mußte um ihren politischen Einfluß kämpfen und erhielt offensichtlich von ihrem Gatten in der *Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie* die Chance dazu. So kam es, daß zur gleichen Zeit, da Adler in Berlin Manès Sperber wegen dessen kommunistischer Anschauungen maßregelte, Raissa den zwar nach heutiger Sicht moderaten, aber sich doch ganz auf Parteilinie bewegendem Würdigungsartikel „Kindererziehung in der Sowjetunion“ publizierte (1931). Fast gleichzeitig

wurde in Wien auch eine Wanderausstellung zu diesem Thema gezeigt. Dies sowie einige positive Buchkritiken kommunistischer Fachliteratur festigten ihre Stellung wieder. Zudem wird immer wieder erwähnt, daß sie in dieser Zeit auch sowjetische Bücher aus dem Russischen übersetzte, wofür sich allerdings kein Nachweis fand.

Bei genauem Lesen des Artikels über die Kindererziehung in der Sowjetunion fällt auf, daß Raissa mehrfach über persönliche Erlebnisse in der Sowjetunion berichtet. Dies scheint die Annahme zu bestätigen, daß sie eine der vielen Möglichkeiten, die von der kommunistischen Partei für Schulungen und Tagungen angeboten wurden, zu einer Rußlandreise genützt hatte. Dafür spricht auch, daß die Publikation nach einem entsprechenden Vortrag in der allgemeinen Sektion des Wiener „Vereins für Individualpsychologie“ entstand.

Zur gleichen Zeit arbeitete die Tochter Valentine, die den russischen Publizisten Racs geheiratet hatte, in Berlin bei einer russischen Handelsagentur. Valentine unterstützte – gegen den Willen ihres Vaters – die politischen Bestrebungen Manès Sperbers innerhalb der Turbulenzen der Berliner Individualpsychologen.

Nach der Machtübernahme Hitlers mußten Valentine und ihr Mann emigrieren. Sie flüchteten über Schweden nach Moskau. Hier begann sie als Bibliothekarin zu arbeiten. Da Racs ein guter Bekannter des Revolutionärs Radek war, fielen beide dann den stalinistischen Säuberungen zum Opfer. Valentine Adler verstarb vermutlich 1942 in Sibirien.

Unmittelbar nach den militärischen Auseinandersetzungen des Bürgerkriegs 1934 und der Machtübernahme durch die Austrofaschisten führten Raissas kommunistische Aktivitäten schließlich zu ihrer Verhaftung. Eine lebendige Schilderung darüber gibt Alexandra Adler in ihren Lebenserinnerungen:

„... wurde meine Mutter plötzlich verhaftet. Als ich von meiner Arbeit im Spital zu unserem Haus in Salmannsdorf zurückkehrte, teilte mir unser Chauffeur mit, daß meine Mutter 'mit einem fremden Mann' weggegangen wäre, mehr wisse er nicht. Da ich überzeugt war, daß meine Mutter unfreiwillig 'mit einem fremden Mann' weggegangen war, begann ich von einem Gefängnis zum anderen zu fahren und nach ihr zu fragen. Schließlich antwortete ein Gefängniswärter auf die Frage: 'Habts ihr die Raissa dort?' 'Ja.'“

Mein Vater war eben von einer Amerika-Vortragsreise ... zurückgekehrt, und wir gingen alle zu diesem Gefängnis hin. Dort fanden wir heraus, daß meine Mutter, mehr als 60 Jahre alt, verhaftet worden war, weil ihr Name im Ausschuß eines Vereines aufschien, der Mittel für irgendwelche linksgerichtete Aktivitäten sammelte. Sie wurde am zweiten Tag entlassen, wortlos.“

Alexandra erwähnt zudem noch zwei tote Bettwanzen aus der Zelle, die Raissa vorwurfsvoll dem Beamten präsentierte hatte, was dieser mit dem Hinweis parierte, die müsse sie wohl von zu Hause mit-

gebracht haben. Mit Raissa Adler war auch die Wiener Vereinigung in politische Schwierigkeiten geraten, Raissa konnte sich jedoch mit dem Hinweis auf eine kleine jugendliche Gruppe ausreden: die Vereinigung sozialistischer Individualpsychologen in der Kleeblattgasse bestand ja weder als Verein noch als Parteiorganisation und war daher auch nicht konkret erfaßbar. Raissa Adler wurde nur für ihre Mitgliedschaft in der „Roten Hilfe“ verantwortlich gemacht, als gutherzige Verirrung glaubhaft, wenngleich der Fragesatz Alexandra Adlers vor den Gefängnissen „Habts ihr die Raissa da?“ eher auf die Stadtbekanntheit ihrer Person deutet.

Nach diesen Vorgängen bestand Alfred Adler auf die Ausreise der Familie in die Vereinigten Staaten; Alexandra verließ Wien im Frühjahr 1935. Trotz mehrfachen Insistierens wollte Raissa Wien nicht verlassen; schon gar nicht allein. Sie harrte noch aus, als Alexandra und schließlich auch Kurt Wien bereits verlassen hatten; Raissa mochte auf ihr geliebtes Wirkungsfeld, ihre vertraute Umgebung nicht verzichten. So blieb Alfred Adler nichts anderes übrig, als sich selbst nach Wien zu begeben, um seine Frau aus Salmansdorf zu holen. Er wohnte im Hotel Regina bei der Stiftskirche, da die Wohnung in der Dominikanerbastei 10 bereits aufgelöst war. Er konnte Raissa zwar nicht überreden, die Abreise aber doch erzwingen. Anfangs 1936 zeigten sich in New York beide vereint der Presse. Raissa fühlte sich in New York nicht sehr wohl und konnte sich vorerst mit der englischen Sprache nicht so recht anfreunden. Alfred Adler wohnte im Hotel und ließ sich auch durch Raissa nicht von dieser Bequemlichkeit abbringen. Ansonsten war er wie üblich und gewohnt ständig unterwegs. Alfred Adlers Europareisen entsprachen da schon eher ihrem Geschmack. Sie besuchte dabei Bekannte und traf Gesinnungsfreunde, da das Ehepaar offensichtlich nicht unbedingt gemeinsam reisen und alles zusammen machen wollte. Bekannt sind ihre Aufenthalte in Paris und in Locarno, Schweiz.

Als Alfred Adler am 28. Mai 1937 in Aberdeen einem Infarkt erlag, weilte Raissa in Paris, konnte also schnell nach Schottland kommen. Nach der Beerdigung in Aberdeen reiste sie mit der Familie – Alexandra, die in Aberdeen Alfred Adlers Kurse halten mußte, ausgenommen – nach Locarno. Von einem dortigen Besuch berichtet auch Alfred Ehrenstein, der die Zusage für eine Adler-Biographie besaß, aber darauf verzichten mußte, weil Adler die offizielle Biographie mittlerweile Phyllis Bottome, der Gattin seines britischen Anhängers Forber Dennis, versprochen hatte. Nach dem Einmarsch der nationalsozialistischen Truppen in Österreich folgten dann auch Tochter Nelly, die Schauspielerin, und ihr Mann Heinz Sternberg nach Locarno.

Wohl aus Sorge um das Schicksal ihrer Tochter Valentine und ihres Schwiegersohnes gibt es all die Jahre nach der Verhaftung Valis in Moskau keine negativen Äußerungen der Trotzkinin Raissa über den stalinistischen Kommunismus, den sie sicher-

lich ablehnte. Obwohl sich prominente Bekannte um die Vermittlung von Nachrichten über den Verbleib Valis bemühten, blieb das Schicksal der Tochter lange ungeklärt. Erst Albert Einstein, der den russischen Physiker Marionoff als Schwiegersohn hatte, konnte näheres erfahren und übermittelte 1945 die Nachricht von ihrem tragischen Tod.

Ab 1940 wieder in New York, versuchte Raissa zunächst, an der Verwertung der Adlerschen Ideen teilzuhaben, gab dies aber vermutlich aus sprachlichen Gründen bald auf. Von da an führte Raissa ein relativ zurückgezogenes, ruhiges Leben in der Nähe ihrer Kinder Kurt und Alexandra. Nach Auskunft Kurt Adlers pflegte sie bestehende und neue Kontakte durch eine umfangreiche Korrespondenz mit zahlreichen Personen. Raissa überlebte Alfred Adler um 25 Jahre. Über ein linkspolitisches Wirken ist nichts mehr bekannt, auch wenn sie gegen Ende der McCarthy-Zeit einen Wiener Leserbriefschreiber noch mit „Lieber Genosse“ anzureden wagte.

Als Resümee bleibt die Feststellung, daß die Quellen der Biographie Raissa Adlers eine genaue Lebensbeschreibung derzeit nicht gestatten. Dennoch läßt sich aus Anekdoten, aus Erzählungen ihrer Kinder ein Abriß der Person erstellen, der ihre Einbindung in die Wiener Geschichte andeutet und zeigt, daß neben Alfred Adler auch seine Frau Raissa eine interessante und bedeutende Persönlichkeit war.

LITERATUR:

SCHRIFTEN RAISSA ADLERS:

- Boris Pasternak (1890-1960). In: IPNL, 1960, 10, S. 43
 The future progress of Individual Psychology. In: Individual Psychology Bulletin, 1942, 2(3), S. 54
 Das gemeinsame (Medizin) Studium und die Professoren. In: Dokumente der Frauen. 1899, S. 289-293
 Kinderziehung in der Sowjetunion. In: IZIP, 1931, S. 297-309

BUCHREZENSIONEN RAISSA ADLERS:

- H. van Braaken: Die Prügelstrafe. In: IZIP, 1926, S. 166f
 Friedrich Torberg: Der Schüler Gerber hat absolviert. In: IZIP, 1930, S. 596-597
 Gurewitsch / F. Groser: Probleme des Geschlechtslebens, Staatsverlag der Ukraine, Charkow 1930. In: IZIP, 1931, S. 137
 Gurewitsch / A. Salewski: Der Alkoholismus, Staatsverlag, Moskau 1930. In: IZIP, 1932, S. 154-155
 G. Klatt: Die Alkoholfrage. In: IZIP, 1932, S. 154-155
 L. Pantelejew: Die Uhr. Verlag der Jugendinternationale, Berlin 1930. In: IZIP 1932, S. 320

SEKUNDÄRLITERATUR:

- ADLER, ALEXANDRA: Mein Vater Alfred Adler. In: Friedrich Stadler (Hg.): Vertriebene Vernunft II. Wien 1988
 ADLER, KURT: Rede zur Tagung der IUIP, Budapest 1994
 HOFMANN, F.: The drive for the self. New York 1994
 SCHIFERER, RÜDIGER H.: Alfred Adler. Eine Biographie. Reinhardt, München 1995

ILSE KOROTIN

ODA OLBERG-LERDA (1872–1955)

Oda Olberg wurde am 2. Oktober 1872 in Bremerhaven als Kind einer konservativen großbürgerlichen Familie geboren. Zwar wollte sie Medizin studieren, ergriff aber schließlich den Beruf der Krankenpflegerin. Schon früh zeigte sich ihr Sinn für die Benennung sozialer Mißstände und Ungerechtigkeiten. Dies artikuliert sie auch politisch, indem sie sich der sozialdemokratischen Partei anschloß.

Das 1896 in Leipzig erschienene Buch *Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion* – basierend auf eigenen Recherchen in den Elendsquartieren der Heimarbeiterinnen – brachte ihr in der deutschen sozialistischen Partei Ansehen und Achtung. Besonders August Bebel zeigte sich vom Ernst und Enthusiasmus der jungen Frau angetan.¹ Bereits in dieser ersten Studie griff sie die eitle Sitte bürgerlicher „Wohltätigkeit“ an, denn

„von dem großen, furchtbaren Massenelend, das unsre milden Gaben soviel beeinflussen wie ein Tropfen Wasser eine glühende Steinplatte, wollen wir nichts hören. Die kleinen Mißstände werden mit Eifer, ja mit Aufopferung bekämpft: das riesenhafte Elend schweigt man tot.“²

Aus gesundheitlichen Gründen lebt sie ab 1896 in Italien. Sie lernt den italienischen Sozialisten Giovanni Lerda kennen und heiratet ihn. Der Ehe entstammen zwei Kinder.

Neben ihren zahlreichen Buchpublikationen (zusätzlich zu den im Laufe des Beitrags genannten u. a. auch: *Das Weib und der Intellectualismus*. Berlin-Bern 1902, mit dem sie sich in die durch den Leipziger Neurophysiologen Paul Moebius eröffnete Diskussion „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ einbringt) schreibt sie regelmäßig für den Berliner *Vorwärts*, für die Wiener *Arbeiter-Zeitung*, aber auch für *Die Neue Zeit*, für die *Sozialistische(n) Monatshefte* und für *Der Kampf*.

Aufgrund des Machtantritts des italienischen Faschismus zunehmenden Repressalien ausgesetzt – wie etwa der mehrmaligen Verwüstung ihrer Wohnung in Rom –, flüchtet sie³ nach Wien, wo sie als ständige Mitarbeiterin der *Arbeiter-Zeitung* hohes Ansehen in österreichischen Parteikreisen genießt. Während der Februarkämpfe 1934 emigriert sie schließlich nach Buenos Aires, wo sie ihr weiteres Leben – bis zu ihrem Tod am 11. April 1955 – blieb.⁴

Die lückenhafte Biographie der beinahe vergessenen sozialdemokratischen Journalistin wurde von Fritz Hausjell in seinem Beitrag *Oda Olberg-Lerda. 'Die beste sozialistische Journalistin'*⁵ im Interesse der kommunikations- und medienhistorischen Forschung wesentlich ergänzt.

Zeit- und GesinnungsgenossInnen – wie etwa Oscar Pollak in seinem Nachruf 1955 – stellten Olbergs Arbeit in die Reihe der „großen journalisti-

schen Leistungen ihrer Zeit“.⁶ Alfred Magaziner zählte die engagierte Frau in seinen Büchern über die Geschichte der österreichischen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung zu deren „Bahnbrechern“.⁷

Oda Olbergs politisches, konsequent antifaschistisches Engagement und ihre kritischen Beiträge zur „Frauenfrage“ (so verfaßt sie etwa für das von Käthe Leichter 1930 herausgegebene *Handbuch der Frauenarbeit in Österreich* den Artikel *Frauenarbeit und Gesellschaftsentwicklung*) beziehen noch ein weiteres, die Diskussionen der Jahrzehnte nach der Jahrhundertwende bestimmendes Feld ein: die Auseinandersetzung mit der eugenischen Bewegung.⁸

Durch die eugenische Bewegung hatte sich die „Wissenschaft von der Rasse“ rasant weiterentwickelt und suchte nach wissenschaftlichem und akademischem Ansehen. Als „zweite“ Traditionslinie stets unterschwellig vorhanden, zeigte sich gerade nach dem Krieg aber auch zunehmend mehr die Gefahr, vom völkischen „Mythos der Rasse“ überflügelt zu werden.⁹

Mit diesen Beiträgen schreibt sich Oda Olberg in eine der innovativsten und gleichzeitig – bezüglich ihrer politischen Tragweite – problematischsten Forschungstendenzen ein und berührt dabei auch – wie zu zeigen sein wird – die Frühgeschichte der Soziologie als eigenständige Disziplin.

SOZIALISTISCHE EUGENIK –

„Ein neues Geschlecht wird entstehen, stark und schön und lebensfreudig“ (Karl Kautsky)

Nach Karl Kautsky (1892) gehörte Oda Olberg zu den ersten, die sich von seiten der Sozialdemokratie in die Auseinandersetzung mit Eugenik und Rassenhygiene einbrachten. Im Jahr 1926 erschienen von Oda Olberg *Bemerkungen über Rassenhygiene und Sozialismus*, die sich – wie bereits auch Kautsky – vornehmlich auf die Arbeiten Wilhelm Schallmayers bezogen.¹⁰

Der konservativ-bürgerliche Arzt Wilhelm Schallmayer, ständiger Mitarbeiter im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, galt, obwohl er die umwelttheoretische Ausschließlichkeit des Sozialismus ablehnte, unter den Sozialdemokraten als Sympathisant der Bewegung, weil er der „materialistischen“ (ökonomischen) Kulturauffassung, wonach alle Unterschiede der Menschen, der Kultur und auch deren Fortschritt durch die wirtschaftlichen Verhältnisse geprägt seien, einen gewissen Stellenwert einräumte; Schallmayers 1891 erschienene Schrift *Über die drohende körperliche Entartung der Kulturmenschheit und die Verherrlichung*

des ärztlichen Standes blieb vorerst ohne bemerkenswerte Resonanz. Erst beinahe ein Jahrzehnt später gewann er mit einer leicht abgeänderten Form dieser Arbeit – sie trug nun den Titel *Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Eine staatswissenschaftliche Studie aufgrund der neueren Biologie* – den ersten Preis eines von Friedrich Albert Krupp gesponserten und von Ernst Haeckel wissenschaftlich betreuten Preisausschreibens, im Rahmen dessen die Frage gestellt wurde: „Was lernen wir aus den Principien der Deszendenztheorie in bezug auf die innerpolitische Entwicklung und die Gesetzgebung des Staates?“

1903 erschien die prämierte Schrift schließlich auch als Buch und enthielt eine relativ ausführliche Stellungnahme zum Sozialismus und zu dessen Vorstellungen über eine Neuordnung der Gesellschaft. Trotz mancher Vorbehalte erachtete Schallmayer Eugenik und Sozialismus nicht prinzipiell als unvereinbar; in Sozialismus und Demokratie sah er Bewegungen, die unaufhaltsam innerhalb absehbarer Zeit Einfluß auf die Wirtschaftsordnung nehmen würden.¹¹ Gleichzeitig entwickelten sich „sozialaristokratische“ Tendenzen mit einer selektionistischen Gesellschaftstheorie, die sich mit Berufung auf eine natürlich notwendige „Auslese“ gegen jegliche politischen und sozialen Ziele wandte, welche mit Begriffen wie Menschenrechte, Demokratie, Gleichheit oder Solidarität verbunden waren.¹²

Daß das von Schallmayer ins Auge gefaßte „generative Ganze“ durchaus einer (politischen/nationalistischen) „Volkseugenik“ zu entsprechen vermochte, führte jedenfalls zu jener Zeit noch kaum zu ideologischen Trennungslinien.

Bei den Sozialisten ebenso ausgeprägt wie bei den (bürgerlichen) Eugenikern war das Vertrauen in den Fortschritt der Naturwissenschaften sowie auf die in der Wissenschaft verkörperte Rationalität.¹³

DAS „DEGENERATIONSPROBLEM“

Der befürchtete „Niedergang der Gesellschaft“ – diskutiert als das sogenannte „Degenerationsproblem“ – stellte sich ab dem späten 19. Jahrhundert nicht nur für konservative Kulturkritiker und Intellektuelle als Problem dar, sondern auch für die politische Linke. Letztere sahen den problematisierten „zunehmenden Verfall“ allerdings als Ausdruck und Folge der bestehenden kapitalistischen Produktions- und Eigentumsverhältnisse.¹⁴ Im Brennpunkt der Auseinandersetzung stand für sie die rücksichtslos ausgebeutete Arbeiterschaft. Im Hinblick auf die Bekämpfungsstrategie der diagnostizierten „Degenerationserscheinungen“ unterschieden sich die Vorstellungen der Sozialisten von denen der Eugeniker insbesondere in den als notwendig erachteten eugenischen Maßnahmen. Da deren Adressaten unweigerlich ein großer Teil der Arbeiterschaft sein müßten, betonten die sozialistisch orientierten Autoren die Bedeutung sozialer Ver-

besserungen der Arbeits- und Lebensbedingungen wesentlich stärker als die Eugeniker. Dementsprechend lag auch der Schwerpunkt der Maßnahmen in der Schaffung öffentlicher Wohlfahrtsinstitutionen für alle und nicht auf der elitären „Idee des Ausschlusses ‘untauglicher’ Individuen von Ehe und Fortpflanzung“.¹⁵

Karl Kautsky hatte im Jahr 1892 in seiner ersten Beschäftigung mit den Schriften Schallmayers – trotz der bereits erwähnten wohlwollenden Aufnahme – dieses Problem erkannt und sich auch davon distanziert:

„Der Plan (Schallmayers, Anm. I. K.) sieht sehr rationell aus, wenn man die einzelnen Fälle in Betracht zieht; aber wohin gelangen wir, wenn wir die Entartung als Massenerscheinung betrachten? Dann heißt der Vorschlag nichts anderes, als die Bevölkerung ganzer Stadtviertel, ganzer Fabriksdistrikte, ja unter Umständen ganzer Provinzen, mit wenigen Ausnahmen zum Zölibat verurtheilen ...“¹⁶

Derartige Zwangsmaßnahmen lehnte Kautsky entschieden ab und sah vielmehr eine Art freiwilliger „Sozialeugenik“ erst in einer sozialistischen Gesellschaft, nicht aber unter kapitalistischen Bedingungen realisierbar. In diesem Sinne äußerten sich in den folgenden Jahrzehnten immer wieder Sozialisten, welche die Eugenik als bürgerliche Wissenschaft charakterisierten, die sich erst unter veränderten – nämlich sozialistischen – Bedingungen ihrer herrschafts- beziehungsweise klassenstabilisierenden Disposition entledigen und zu einer Höherentwicklung der gesamten Menschheit beitragen könne.

Auch Oda Olberg hob den kapitalistischen Hintergrund der Degeneration hervor. Der Verelendungsprozeß habe jeglichen positiven Selektionswert verloren, weil die individuelle Widerstandskraft bereits so stark herabgesetzt sei, daß schon geringe Schädlichkeiten überwältigend und zermalmend wirkten.¹⁷ Olberg ging so weit, zu schreiben:

„Glaubte ich, daß das Ideal der Sozialeugenik, das Streben nach einer in Tüchtigkeit, Gleichmaß und Lebensfreude entfalteteten und sich forzeugenden Menschheit nicht im Sozialismus eingeschlossen läge, so wäre ich nicht Sozialist ... Nicht weil ich orthodoxer Parteisozialist bin, glaube ich, daß die Forderungen der Rassenhygiene in der sozialistischen Bewegung ihren wirksamsten Bahnbrecher haben, sondern ich bin Sozialist, weil ich das glaube.“¹⁸

Weingart et al. vermerken hiezu, daß

„diese Überzeugung (voraus-)setzte, daß der von den Eugenikern behauptete Widerspruch zwischen Natur und Kultur, biologischer Konstitution und Gesellschaft kein prinzipieller Antagonismus war, sondern das Resultat gesellschaftlicher Interessengegensätze. Genau das betonte Olberg ausdrücklich ... die sozialistische Bewegung konnte sich der Suggestivität von zumindest zwei Annahmen der Eugenik nicht entziehen. Mit ihrer Erwartung künftiger sozialistischer ‘Kraftnaturen’ befand sie sich im Sog eines evolutionistischen Optimismus, der den Fortschritt der Menschheit nicht auf ihre sozialen Verhältnisse

beschränkt sah, sondern auch für ihre biologische Natur erwartete. Außerdem unterlag sie der Autorität der Naturwissenschaften, indem sie – trotz gelegentlicher Kritik an den bürgerlichen Vorurteilen der Naturwissenschaftler – diese als eine objektive Basis normativer Verhaltensorientierungen akzeptierte.¹⁹

Wenn also an der eugenischen Programmatik überhaupt Kritik geübt wurde, galt diese dem bürgerlichen politischen Hintergrund ihrer führenden Vertreter, kaum aber der Sache selbst.²⁰

DER KLASSENKAMPF ALS KRIEG ZWISCHEN DEN RASSEN (LUDWIG GUMFLOWICZ)

Zur Frühgeschichte des Faches Soziologie in Österreich und zu deren Begründern wird der an der Grazer Universität als Professor für Staatsrecht tätige Ludwig Gumplowicz gerechnet.²¹

Gumplowicz, der, obwohl zu seiner Zeit äußerst populär, nicht schulbildend wirkte und in den folgenden Jahrzehnten immer weniger Erwähnung fand²², erfährt anlässlich seines 20. Todestages – am 19. August 1929 – in der sozialdemokratischen Monatsschrift *Der Kampf*²³ eine ausführliche Würdigung. Verfasserin des Beitrags ist Oda Olberg.

Olberg widmet sich dabei auch ausführlich der kritischen Diskussion des Kerngedankens seines Schaffens, dem seiner soziologischen Staatsidee zugrundeliegenden „Rassenkampf“, später auch als „Eroberungstheorie“ bezeichnet²⁴ (z. B. in: *Rasse und Staat*, 1875, *Der Rassenkampf*, 1885, *Geschichte der Staatstheorien*, 1905, *Sozialphilosophie im Umriß*, 1909.), welche – was vorerst Verwunderung hervorrufen mag – in vielen Belangen durchaus Olbergs Zustimmung erfährt:

„Man kann von Gumplowicz seine Grundidee der Staatsbildung durch Unterjochung ethnisch verschiedener Menschengruppen übernehmen, wie das fast die ganze heutige Soziologie tut, ohne darum in dem tatsächlich gegebenen Herrschaftsverhältnis den Ausdruck ethnischer Höher- und Minderwertigkeit zu sehen. Das tut Gumplowicz selbst durchaus nicht. In dem, was er über den Emanzipationskampf sagt, ist vieles, was einer revolutionären Bewegung Rüstzeug geben könnte. Aber sein sich als Naturprozeß vollziehender Kampf verläuft im Kreislauf. (L. Gumplowicz: 'So erfüllt sich auf dem Gebiete der sozialen Kämpfe der Kreislauf der Entwicklung von Freiheit und Gleichheit der anarchischen Horde durch Macht und Ungleichheit, durch Recht und Gesetz, zur Freiheit und Gleichheit der Revolution und zur staatsauflösenden Anarchie, und aus diesem unhaltbaren Zustande wieder zurück zur Macht und Herrschaft der Reaktion und Restauration, von wo sodann wieder eine neue Entwicklung beginnt. (Soziologie, S. 156/157)') Wer bei einer Betrachtung des soziologischen Gedankens von Gumplowicz weiter ausholte und tiefer ginge, würde meiner Ansicht nach sehr gut dartin können, daß diese seine Verneinung des Fortschritts durchaus nicht mit zwingender logischer Notwendigkeit aus seinem Grundgedanken folgt. Man hat sogar oft den Eindruck, daß seine eigenen Folge-

rungen ihm aus dem ihnen gewiesenen Kreislauf zu entweichen streben und dann von dem 'sic voleo, sic jubeo' der pessimistischen Stimmungslage in ihn zurückgebannt werden.“²⁵

Mit dieser Stellungnahme zeigt sich Oda Olberg als Kennerin des aktuellen Standes der soziologischen Theoriebildung ihrer Zeit; Gumplowicz' Schriften gehörten dabei zur Standardliteratur. Bezeichnen ihn manche gar als Begründer der deutschsprachigen Soziologie (Gottfried Salomon, der Herausgeber seiner *Gesammelten Werke* schreibt im Vorwort zum Band 1: „Man kann sagen, daß er die Soziologie in Österreich inauguriert hat, so wie es Tönnies vier Jahre später in Deutschland tat ...“²⁶), so ist mindestens Ferdinand Tönnies Bemerkung hervorzuheben, daß Gumplowicz' *Grundriss der Soziologie* von 1885 das erste deutschsprachige Buch sei, welches das Wort „Soziologie“ im Titel trägt. Das Buch wurde 1896 ins Französische, 1899 ins Englische und Russische und 1901 ins Japanische übersetzt.²⁷

Wie verständlich Gumplowicz' letztendliches Verschwinden aus der zeitgenössischen Soziologie auch sein mag, so ist sein bedeutsamer Platz als Vertreter der naturwissenschaftlich-soziologischen Schule in der Geschichte der (österreichischen) Soziologie unbestreitbar und sein Theoriekonzept im Kontext der historischen Situation – der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihrer Nationalitätenkonflikte – durchaus aufschlußreich. Denn: Der ständige Streit der österreichisch-ungarischen Länder und Völker war Erfahrungsobjekt und Hintergrund von Gumplowicz' Kampf-, Eroberungs- und Unterjochungstheorie.²⁸

Sicherlich nicht lediglich aufgrund seiner polnisch-jüdischen Herkunft ist ein wichtiger Faktor seiner Theorie auch der schwierige Weg der Assimilation („Amalgamation“, beschrieben als – im Laufe der Zeit erfolgende – Verschmelzung ethnisch verschiedener Schichten innerhalb eines Staatsgebildes zu einem homogenen Amalgam.²⁹)

Ludwig Gumplowicz wurde am 8. März 1838 als Sohn einer wohlhabenden jüdischen Gelehrtenfamilie in Krakau geboren. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften widmete er sich zuerst einer politischen Laufbahn und schloß sich den „Jungpolen“, der radikalsten Richtung der demokratischen Partei, an. Enttäuscht von der politischen Gleichgültigkeit, widmete er sich dann völlig der Wissenschaft. Allerdings behinderte sein vormaliges Engagement nachträglich die in Aussicht genommene wissenschaftliche Karriere, was mit ein Grund dafür war, Krakau zu verlassen und seine Habilitation (*Rasse und Staat*) 1875 in Graz vorzulegen, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1908 lehrte.

Der oftmals in die Reihe der Sozialdarwinisten³⁰ gestellte Soziologe teilte nicht den Optimismus der Evolutionstheoretiker und glaubte nicht an ein künftig harmonisches Zusammenleben der Menschheit. Sein Werk ist durchzogen von der durchaus pes-

simistisch geprägten Grundidee eines andauernden „Rassenkampfes“ beziehungsweise Konflikts zwischen unterschiedlichen (ethnischen) Gruppen als gesetzmäßige Prinzipien sozialer Bewegungen. (Daß er sich dabei von Kants kleiner Schrift *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*“ beeinflusst zeigt, in der Kant die Idee des Kampfes als kulturförderndes Entwicklungsmoment herausstellt, möchte der Wilhelm Jerusalem-Schüler Bierenz in seiner Dissertation von 1924 zeigen.³¹⁾

Als positivistischer Soziologe des ausgehenden 19. Jahrhunderts orientierte sich Gumpłowicz fasziniert an den Modellen der modernen Naturwissenschaften, betonte aber im Gegensatz zu nicht wenigen seiner Zeitgenossen, daß von biologischen Gesetzen nicht auf soziale Gesetze geschlossen werden dürfe.

Obzwar Gumpłowicz den Gedanken des Sozialismus schroff ablehnte, gab es großen Zuspruch bezüglich seiner Gegenüberstellung individueller und sozialer Faktoren. Den Soziologen interessierte der individuelle Mensch höchstens als „soziales“ Produkt. („Der Einzelmensch ist ein Unding, im besten Fall ein Idiot ...“³²⁾). Gumpłowicz lehnt damit das Individuum als Träger der soziologischen Prozesse ab und setzt an seine Stelle die Gruppe:

„Das Urelement aller sozialen Entwicklung und der elementarste Faktor des Naturprozesses der Geschichte ist die soziale Gruppe. Dieselbe wird bedingt und geschaffen durch ein einheitliches Machtinteresse. So mannigfaltige Interessen es geben kann, so viele soziale Gruppen; und ebenso wie mehrere Interessen den einzelnen berühren können, ebenso kann der einzelne zu mehreren sozialen Gruppen gehören, deren Peripherien sich daher mannigfaltig schneiden oder ineinander eingeschlossen sein können. (Soz. Essays, S. 218)“³³⁾

Auch der sozialen Milieuthorie Gumpłowicz', welche die Abhängigkeit der Individuen von ihrer und der übergeordneten Gruppe erklärt, liegt der marxistische Gedanke, daß das Bewußtsein der Menschen durch ihr gesellschaftliches Sein bestimmt ist, zugrunde.³⁴⁾ Deshalb bezog sich auch Karl Kautsky in seinem Buch *Die materialistische Geschichtsauffassung* positiv auf Gumpłowicz und bezeichnete ihn als „materialistischen Historiker“.

Ebenso findet Oda Olberg durchaus zahlreiche gemeinsame Ausgangspunkte:

„... der Kern seiner Machtidee ist die Verfügungsmacht über wirtschaftliche Güter, wirtschaftliche Macht als Zweck und dann als Mittel der Machtbestätigung. In seiner Auffassung der Bedingtheit der Ideologie durch die Interessenwelt der betreffenden Gesellschaftsschicht steht er dem Marxismus sehr nahe. Wenn er den europäischen Massen Hordenrollen zu künftiger Kulturvernichtung zuteilt, so ist das für uns uninteressant, weil es in gar keinem notwendigen Zusammenhang zu seinen Voraussetzungen steht.“³⁵⁾

Es bleibt die klamme Frage im Raum: wie konnte – wie Gumpłowicz attestiert – der Verfall der Kulturen

auch von Sozialdemokraten als Naturnotwendigkeit – gegen die sich zu wehren, lediglich einer Selbsttäuschung entspräche – begriffen werden und das Auflehnen einer Klasse gegen Not und Unterdrückung als zwecklose und die Qual nur noch erhöhende Auflehnung gegenüber ehernen Gesetzen?

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß an der Herausgabe der *Ausgewählten Werke* des Staatstheoretikers Ludwig Gumpłowicz (neben F. Oppenheimer / Frankfurt, F. Savorgnan / Rom und G. Salomon / Frankfurt) auch Max Adler, der prominente Philosoph des Austromarxismus, beteiligt ist.

Es scheint dabei durchaus eine Tendenz zu bestehen, daß jene Standpunkte aus Gumpłowicz' Werk besonders hervorgehoben wurden, welche für die Rechtfertigung der Notwendigkeit radikalerer Gesellschaftsveränderungen verwendbar erschienen: In Abgrenzung zu einer „phantastischen (apokalyptischen) Geschichtsphilosophie“ der Rassen-theoretiker, denen

„das Christentum als der Sklavenaufstand der Moral die erste und der Sozialismus als der Proletarienkampf des Naturrechts als die letzte Etappe gilt“,

beschreibt Gottfried Salomon, 1926 in dieser Runde zuständig für die Herausgabe und Einleitung des 1. Bandes *Geschichte der Staatstheorien*, Gumpłowicz' Lehre vom Rassenkampf nicht im Sinne der Dekadenztheoretiker und deren Glaube an Auslese und Rangordnung der Völker, sondern vielmehr als Variante der Klassenkampftheorie, wengleich auch die aktuelle politische Tendenz im Hinblick auf eine proletarische Revolutionslehre fehle.³⁶⁾ Salomon bedauert zudem, daß Gumpłowicz das Thema „Gruppenkampf“ unter dem Titel „Rassenkampf“ mißverständlich behandelte,

„denn Rasse bestimmt er nicht als biologisches, sondern als historisches Produkt.“³⁷⁾

FASCHISMUS UND NATIONALSOZIALISMUS – „EIN WARENHAUS FÜR UNZUFRIEDENE“

Bekanntheit erlangte Oda Olberg auch durch ihre ausführlichen Stellungnahmen zu Nationalsozialismus und italienischem Faschismus. 1932 erschien die Schrift *Nationalsozialismus*, in der sie gemäß der Schlüsselfrage der marxistischen Faschismusinterpretation die faschistischen beziehungsweise nationalsozialistischen Führer als „Agenten“ der herrschenden Klasse entlarvte, wobei sie besonders der erwirkten Unterstützung durch die „Massen“ eine wichtige und eigenständige Bedeutung beimaß und diese sozialpsychologisch zu analysieren trachtete:

„Bei den Programmsätzen der Nationalsozialisten haben wir seelische Notstandsarbeiten vor uns, objektiv zweck- und sinnlose Übungen, die der inneren Unrast, der seelischen Beschäftigungslosigkeit abhelfen sollen.“³⁸⁾

Das nationalsozialistische Parteiprogramm bezeichnet Oda Olberg als

„eine Art Warenhaus für Unzufriedene, wo jeder seinen Bedarf an Schlagworten eindecken kann.“³⁹

Darüber hinaus setzte sie sich im Theorieorgan der österreichischen Sozialdemokratie *Der Kampf* mit Fragen wie „Ist der Faschismus eine Klassenbewegung?“⁴⁰, mit der Rolle des Vatikans im Faschismus⁴¹ und im Jahr 1933 mit dem Sieg des Nationalsozialismus und den daraus für die Arbeiterbewegung zu ziehenden Lehren (*Der Nazisieg in Deutschland und seine Lehren*⁴²) auseinander.

Ernst Glaser betont, daß Olberg „wesentlich an der späteren Ausgestaltung der austromarxistischen Faschismustheorie gewirkt“ habe.⁴³

DIE „RASSENFRAGE“ ALS „HERZSTÜCK“

Nicht nur für die Nationalsozialisten, auch für Oda Olberg stellt sich die „Rassenfrage“ als „Herzstück“ dar. Somit ist es kaum verwunderlich, daß Olberg um eine klare Diskreditierung des nationalsozialistischen Rassengedankens bemüht ist:

„Wenn die Reaktion mit scharlatanhaften Lösungen wie 'Juden hinaus' und 'Brechung der Zinsknechtschaft' um Anhang wirbt, so ist das lange nicht so unheilvoll, wie wenn sie ihre ehrfurchtlosen Hände nach den großen Aufgaben (der Rassenhygiene, Anm. I. K.) ausstreckt, um ihre Parteimühlen von dem gläubigen Eifer echten Idealismus treiben zu lassen.“⁴⁴

Olberg wendet sich dabei gegen jede politisch interpretierbare Rassenvorstellung, die etwa eine Rangordnung (Wertskala) innerhalb und außerhalb einer wie auch immer definierten Rasse lediglich zu konstruieren imstande sei und „als Deutungsformel und Schlüssel über alle Geschichte gestellt“ werde;⁴⁵ bereits vorliegende Ergebnisse der Anthropologie und Soziologie würden dabei bewußt verkürzt beziehungsweise ausgeklammert.

„Zum Parteischlagwort ist die Sache wenig geeignet. Ist doch die ganze Problemstellung der Rassenhygiene erst entstanden mit dem Bewußtwerden des Individuums, das sich herauslöst aus dem blinden Gewebe des Seins, dem eine Verantwortung für die Erbwerte erwächst gerade aus der Tatsache, daß es an ihnen freveln kann. Nemo contra Deum, nisi Deus ipse. Nur im individuellen Verantwortungsgefühl und Lebensgefühl können in der heutigen Welt Hüter der Rassenwerte entstehen, nun sie nicht länger in der Hut der Unbewußtheit geborgen sind, nun das Individuum seinen Augenblick ausspielen kann gegen die Zukunft seines Geschlechtes. Es gibt daher keinen Weg zur Rassenhygiene, der nicht über die Entfaltung und Erhöhung des einzelnen führte.“

Und zwar nicht nur deshalb, weil die Ungunst der äußeren Verhältnisse mit ihrer gleichmachenden Walze das in der Anlage Gegebene gar nicht zutage treten läßt, da es ja für das Individuum auf das gleiche herauskommt, ob etwa die Kinder mit einer guten oder mit einer schlechten Erbmasse rachitisch werden, wenn sie es schon in sonnenloser, feuchter

Wohnung bei unzulänglicher Nahrung werden müssen. Rassenhygiene ist sowohl der Erkenntnis nach als in ihrer praktischen Durchführung ein Problem der schon gemesterten Umwelt: ein auf der Grundlage der Individual- und Sozialhygiene zu errichtender Bau.

Vor allem aber appelliert die Rassenhygiene an ein höher stehendes, entfaltetes, autonomes Individuum, nicht an eine stumpfe Herde. Rassenhygiene ist nicht Sache der Steuerung von oben, sondern Sache der Selbststeuerung. Alles, was den Menschen vom Druck und von der Beengung der Not befreit, was ihn gesund und froh macht, frei und wissend, das schafft die Vorbedingung für ein rassenhygienisches Bewußtsein. Die biologische Aufforstung der Menschen ist ein Ideal der Demokratie.“⁴⁶

Sehen wir hier zwar vorerst durchaus ein Paradebeispiel einer intendierten Verbindung von moderner Rassenhygiene und sozialistischer Milieutheorie, so kritisiert Doris Byer in ihrer Analyse von Texten im Kontext der österreichischen Wohlfahrtspflege ab der Jahrhundertwende⁴⁷ die sukzessive Aufweichung des ursprünglich zugrundeliegenden humanistischen Ethos zugunsten einer „generativen Ethik“, die auch vor Zwangsmaßnahmen nicht zurückschreckt. Byer merkt dabei etwa an, daß der sozialdemokratische Gesundheitspolitiker Julius Tandler schon in den ersten Nachkriegsjahren spottete, daß die Wiener ja so „weiterherzig“ seien und hauptsächlich „für die Erhaltung ihrer Minusvarianten“ arbeiteten, womit die Pflegefälle in Linz gemeint waren.⁴⁸

Auch Wolfgang F. Haug merkt an, daß „der Sozialdarwinismus keine eindeutig 'rechte' Sache“ sei, wenn auch mit einer dezidierten qualitativen Einschränkung:

„Wichtige Entwicklungsstränge laufen über die Linke, auch wenn es ausschließlich die Rechte war, die solche Konzepte in den Rang realer Politik erhob und endlich als Massenausrottung praktizierte.“⁴⁹

In einem „Exkurs über Sozialdarwinismus auf der Linken vor dem Ersten Weltkrieg“⁵⁰ zeigt Haug zudem an zwei Stichproben – Otto Bauer und Karl Korsch – daß sich

„zumindest damals erhebliche Teile der Linken mitgefangen von einem Diskurs (zeigen), in dem sie zwei Jahrzehnte später mitgegangen werden.“

Ähnlich verläuft auch Ernst Mayrs Charakterisierung des politischen Schicksals der Eugenik:

„Zunächst war kein politisches Vorurteil mit der Eugenik verbunden, und die Unterstützung dieses Gedankens kam aus allen Meinungsquadranten, von der extremen Linken bis zur extremen Rechten. Doch das dauerte nicht lange. Binnen kurzem wurde die Eugenik zu einem Werkzeug von Rassisten und Reaktionsären. Statt streng auf das Populationsdenken angewandt zu werden, wurde sie typologisch interpretiert, und bald wurden ganze Menschenrassen ohne das geringste Anzeichen eines Beweises als überlegen oder minderwertig abgestempelt. Im Endergebnis führte sie zu den Schrecken von Hitlers Holocaust.“⁵¹

DER ANTISEMITISMUS ALS „BEWÄHRUNGSPROBE“

Die marxistische Tradition ist ihrer Aufgabe, den modernen – insbesondere den nazistischen – Antisemitismus zu analysieren und dessen Gefährlichkeit zu entlarven, nur unzureichend nachgekommen.⁵²

Auch Oda Olberg folgt der gängigen Antisemitismus-Analyse, indem sie uneingeschränkt die Determination des Ökonomischen annimmt:

„Der Antisemitismus ist eine durchaus wirtschaftlich bedingte Bewegung, ausgelöst durch wirtschaftliche Schädigung und Beeinträchtigung.“⁵³

Dabei entlarvt sie auch die von den Nationalsozialisten vorgenommene negative Gleichsetzung von Judentum und Kapitalismus:

„Der Feind (für die Nationalsozialisten, Anm. I. K.) ist nicht der Kapitalismus, sondern der Jude. Man braucht sich nicht die Mühe zu geben, eine Gesellschaftsordnung abzubauen, um sie durch eine andere zu ersetzen: es genügt, daß man die Juden aus den Gewerben und Geschäften vertreibt. Einfach, klipp und klar.“⁵⁴

Dem rassistischen Antisemitismus der Nationalsozialisten attestiert Olberg vor allem propagandistische Wirkung, bezeichnet ihn aber *vom wissenschaftlichen Standpunkt aus* als wenig ernstzunehmenden, „rassenfraglichen Aufputz“⁵⁵; sie beschreibt den nationalsozialistischen Rassegedanken verächtlich als Verquickung des biologischen und des anthropologischen Rassenbegriffes zu einer *politischen Rassenvorstellung*⁵⁶ und beschränkt sich darauf, solche „Rassentheorien“ ins Lächerliche zu ziehen und ihre Absurdität aufzuzeigen. Damit unterschätzt auch sie ständig die Brisanz der von den Nationalsozialisten vorgestellten, alle sozialen und gesellschaftlichen Bereiche umfassenden Judenfeindschaft, welche gleichzeitig auch den Bruch mit jeder Gleichheitsorientierung bedeuten.

Aber auch den ökonomischen Antisemitismus – den zweitwichtigsten Strang des modernen säkularisierten Antisemitismus – reklamiert Olberg aus den ideologischen Fängen der Nationalsozialisten:

Die von Olberg herausgestellte Mobilisierung der Massen durch die auf die Juden projizierte Kapitalismuskritik – als ein gegen wohlhabende Juden gerichtetes Argument durchaus auch den Marxisten nicht fremd⁵⁷ – gewinnt nämlich geradezu an Überzeugungskraft, wenn sie im Anschluß an Sombart meint:

„Nun sind die Juden tatsächlich geschickter, sich innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft zu bewegen, als alle Bevölkerungen anderen Stammes.“⁵⁸

Auch hier versucht Olberg, lediglich die wenig fundierte und als rechts-populistisch herausgestellte Meinungsmache der Nationalsozialisten zu benennen:

„Die Nationalsozialisten haben ja keine Ahnung, was der Kapitalismus ist, wenn sie glauben, diese Rie-

senmaschine zutunlicher und freundlicher zu gestalten, indem sie an Stelle der jüdischen Schrauben und Hebel christliche setzen.“⁵⁹

Sie billigt damit insgesamt dem Nationalsozialismus keine ernsthafte politische Theorie zu und bewertet ihn lediglich als ideologisches manipulatives Sammelurium, das die Masse von den wirklichen Antagonismen ablenken und sie verblenden soll. Der Antisemitismus bleibt dabei lediglich ein Ablenkungsmanöver, ein beliebiges Manipulationsobjekt.

Folgen wir Bruce Pauleys Untersuchung des österreichischen Antisemitismus, so waren die Beispiele für eine dezidierte Verurteilung des Antisemitismus seitens der Sozialdemokraten äußerst selten und entsprechende Stellungnahmen richteten sich eher gegen die damit verbundene Gewalt im allgemeinen. Auch bei den Sozialisten in Deutschland standen Ausflüchte und Unschlüssigkeit gegenüber dem Antisemitismus auf der Tagesordnung.⁶⁰

Ernst Simmel betont in seinem Aufsatz *Antisemitismus und Massen-Psychopathologie*⁶¹, daß in Deutschland und Österreich, den Heimatländern des modernen politischen Antisemitismus, die Auswirkungen auf die Juden „relativ harmlos“ waren, solange die Diffamierung einen gewissen Bezug zur Realität hatte (d. h., es habe beispielsweise tatsächlich reiche jüdische Fabriksbesitzer gegeben, gegen welche die Arbeiter mobilisiert werden konnten beziehungsweise auch einen hohen Prozentanteil jüdischer StudentInnen, was zwar selbstredend nicht allein der Grund für den real vorhandenen Arbeitsplatzmangel sein konnte, jedoch den akademischen Antisemitismus getragen haben dürfte). Man gab sich mit Zurücksetzungen⁶², etwa Berufsverboten bei der Besetzung von Spitzenpositionen oder dem Boykott von Geschäften „zufrieden“:

„Mit anderen Worten, solange der Antisemitismus auf politisch-ökonomischer Basis rationalisiert werden konnte, wurden die Juden nicht physisch angegriffen ... Die Irrationalität des Antisemitismus-Begriffs der Nazis manifestierte sich zuerst darin, daß die Juden zweier Verbrechen beschuldigt wurden, die einander ausschlossen: Einerseits sollten die Juden die goldene kapitalistische und plutokratische Internationale bilden, die darauf aus war, alle Völker der Welt auszurauben, andererseits sollten sie die rote antikapitalistische kommunistische Internationale bilden, um den Kapitalisten der ganzen Welt alles Geld wegzunehmen. Die Feindvorstellung vom Juden verlor jeden realen Sinn ... Der Jude wurde zum Feind an sich.“

Auch Moishe Postone betont die besonderen Charakteristika der Macht, die der moderne Antisemitismus den Juden zuordnet – nämlich Abstraktheit, Unfaßbarkeit, Universalität, Mobilität; darin ortet er in der Folge eine „Biologisierung des Kapitalismus“. So wird der Gegensatz von stofflich Konkretem und Abstraktem zum rassistischen Gegensatz von Arier und Jude.⁶³

Mit einer funktionalistischen Erklärung des Nazismus als einer Massenbewegung mit antikapitali-

stischen Obertönen könne die Ausrottung des europäischen Judentums jedenfalls nicht erklärt werden:

„Auschwitz, nicht die 'Machtergreifung' 1933, war die wirkliche 'Deutsche Revolution' – die wirkliche Schein-'Umwälzung' der bestehenden Gesellschaftsformation. Diese Tat sollte die Welt vor der Tyrannei des Abstrakten bewahren. Damit jedoch 'befreiten' die Nazis sich selbst aus der Menschheit.“⁶⁴

ABSCHLUSS

Hier konnten aus Oda Olbergs breitem Spektrum an Veröffentlichungen lediglich zwei Themenbereiche fragmentarisch aufgegriffen werden. Es sind dies Bereiche, die nicht nur für eine umfassende Betrachtung im Kontext einer bestimmten historisch-kulturellen Konstellation von Interesse sind, sondern denen spätestens seit den Greueln des Nationalsozialismus besondere Brisanz innewohnt.

Doris Byer bemerkt in der Einleitung ihrer auf Österreich konzentrierten Untersuchung:

„Die sozialdemokratischen Texte zu 'Rassenhygiene' sind beeindruckend, weil sie die Nahtstelle bezeichnen, an der pädagogischer, hygienischer Reformismus in totalitäre Aneignung des Menschen durch den Menschen übergeht, wo die Vernunft der Aufklärung selbst durch Erlösungsphantasien instrumentalisiert wird, wo der Wert menschlichen Lebens unter dem sorgenvollen Ruf nach 'Praxisbezogenheit' der Tyrannei von Wertsystemen anheimfällt. Und mehr als die Mythologeme des Hitlerfaschismus sind sie daher geeignet, Sensibilität für unsere heutige 'politische Disposition' zu erwecken.“⁶⁵

Angesichts des großen Aufbauwerkes der sozialdemokratischen Gemeindeverwaltung im Bereich der städtischen Gesundheits- und Fürsorgepolitik der Zwischenkriegszeit dürfte es umso mehr notwendig sein, einerseits wohl den vorhandenen „sozialdemokratischen Gehalt“ in den heute befremdend anmutenden Diskussionen um „Menschenökonomie“ (R. Goldscheid) oder „organisches Kapital“ (J. Tandler) klar hervorzuheben, andererseits aber auch kritisch darauf hinzuweisen, wie etwa sogar eine Institution wie die als „Juwel“ des sozialdemokratischen Reformwerks geltende „Städtische Kinderübernahmestelle“ (wie Gerhard Benetka in seiner Studie über das unter der finanziellen und ideellen Unterstützung der sozialdemokratischen Wiener Stadtverwaltung zu einem international bedeutenden Forschungszentrum herangewachsene Psychologische Institut bemerkt) durchaus problematisierbare Züge beinhalten konnte:

„Im blinden Glauben an die Segnungen einer sozialmedizinischen Hygienevorsorge und im ehrgeizigen Bemühen um eine lückenlose Erfassung und systematische Befürsorgung von schutzbedürftigen Kindern hatte man mit der Kinderübernahmestelle letztlich eine totale Institution geschaffen.“⁶⁶

Wenn auch der „ökonomische Antisemitismus“ der Linken kaum jemals durch rassische Gegensätze

motiviert war und sich auf antikapitalistische Agitation beschränkte, griff die Strategie, den nationalsozialistischen Antisemitismus lediglich als ideologisches Manipulationsinstrument zu interpretieren – dies wurde an Oda Olbergs Aufsatz *Die Judenfrage*⁶⁷ deutlich – gefährlich zu kurz. Die Nationalsozialisten hat nichts davon abgehalten, ihre anti-jüdische Propaganda auch zu realisieren.

ANMERKUNGEN:

- 1 Vgl. Fritz Hausjell: *Oda Olberg-Lerda. „Die beste sozialistische Journalistin“*. In: *Medien & Zeit* 1987/1, S. 17
- 2 Oda Olberg: *Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion*. Leipzig 1896, S. 6
- 3 Nach Röder / Strauss (s. Anm. 4) im Jahre 1926, eher anzunehmen ist aber, daß die Flucht nach dem Mai 1927 erfolgte, denn zu dieser Zeit starb unerwartet ihr Lebens- und Kampfgefährte Giovanni Lerda. Vgl. dazu auch Hausjell, S. 18
- 4 Werner Röder / Herbert A. Strauss: *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*. München u. a. 1980, S. 539
- 5 In: *Medien & Zeit* 1987/1, S. 17–21
- 6 Hausjell, S. 18
- 7 Hausjell, S. 20. Alfred Magaziner: *Die Bahnbrecher. Aus der Geschichte der Arbeiterbewegung*. Wien 1985
- 8 Oda Olberg: *Bemerkungen über Rassenhygiene und Sozialismus*. In: *Die neue Zeit*, 1906, S. 725–733; *Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit*. München 1926
- 9 Vgl. George L. Mosse: *Die Geschichte des Rassismus in Europa*. Frankfurt/M. 1990, S. 222
- 10 Oda Olberg: *Bemerkungen über Rassenhygiene und Sozialismus*. In: *Die Neue Zeit*, 1906, 24.2.: S. 725–733. Nachdem Schallmayer auf ihre kritischen Bemerkungen geantwortet hatte (Wilhelm Schallmayer: *Rassenhygiene und Sozialismus*. In: *Die Neue Zeit*, 1907, 25.1.: S. 731–740), publizierte Oda Olberg im selben Jahrgang (*Die Neue Zeit*, 1907, 25.1.: S. 882–887) eine Replik unter dem Titel *Rassenhygiene und Sozialismus*. Vgl. Peter Weingart / Jürgen Kroll / Kurt Bayertz: *Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*. Frankfurt/M. 1992, S. 109
- 11 Weingart, S. 107
- 12 Vgl. Weingart, S. 127
- 13 Weingart, S. 110
- 14 Weingart, S. 108
- 15 Weingart, S. 111
- 16 Karl Kautsky: *Medizinisches*. In: *Die Neue Zeit*, 1892, 10,1, S. 644–651; zit. in: Weingart, S. 111
- 17 Olberg, *Bemerkungen*, S. 730, vgl. in Weingart, S. 110
- 18 Olberg: *Rassenhygiene und Sozialismus*, S. 883, zit. in Weingart, S. 112
- 19 Weingart, S. 113 f
- 20 Weingart, S. 112
- 21 Vgl. zur Entwicklung und Institutionalisierung der Soziologie in Österreich: Christian Fleck: *Rund um „Marienthal“. Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung*. Wien 1990
- 22 Vgl. Jerzy Szacki: *The Sociology of Ludwik Gumplowicz*. In: Josef Langer (Hg.): *Geschichte der öster-*

- reichischen Soziologie. *Konstituierung, Entwicklung und europäische Bezüge*. Wien 1988, S. 87-100
- 23 22. Band 1929, S. 379-388
- 24 Georg Carl Bierenz: *Ludwig Gumplowicz als Sozialphilosoph*. Philosoph. Diss. Wien, 1924, S. 99
- 25 Oda Olberg: *Ludwig Gumplowicz 1838-1909*. In: *Der Kampf*, 22. Band 1929, S. 382f
- 26 Gottfried Salomon: *Vorwort zu: Ludwig Gumplowicz: Geschichte der Staatstheorien*. Ausgewählte Werke Band I, S. V. Innsbruck 1926
- 27 Vgl. Szacki, S. 88
- 28 Vgl. Salomon, S. IX
- 29 Vgl. Bierenz, S. 226
- 30 Vgl. dazu: Klärung der sozialdarwinistischen Positionen und Gumplowicz' Stellung durch Salomon. Salomon, S. XXVI ff
- 31 Vgl. Bierenz, S. 99 ff
- 32 Gumplowicz 1885, 29, zit. nach Szacki, S. 93
- 33 Zit. in: Olberg: *Gumplowicz*, S. 383
- 34 Salomon, S. XXXII
- 35 Olberg: *Gumplowicz*, S. 385 f
- 36 Salomon, S. XXIII f
- 37 Salomon, S. XVIII
- 38 Oda Olberg: *Nationalsozialismus*. Wien / Leipzig 1932, S. 11
- 39 Olberg, NS, S. 22
- 40 *Der Kampf*, Okt./Nov. 1924, S. 390-398
- 41 Gracchus (d. i. Oda Olberg): *Vatikan und Faschismus*. In: *Der Kampf*, Jänner 1927, S. 12-18
- 42 In: *Der Kampf*, Mai 1933, S. 194-205. Vgl. dazu Hausjell, S. 19
- 43 Ernst Glaser: *Im Umfeld des Austromarxismus*. Wien 1981, S. 125 f
- 44 Olberg, NS, S. 31 f
- 45 Olberg, NS, S. 25
- 46 Olberg, NS, S. 28
- 47 Doris Byer: *Rassenhygiene und Wohlfahrtspflege. Zur Entstehung eines sozialdemokratischen Machtdispositivs in Österreich bis 1934*. Frankfurt/New York 1988, S. 138
- 48 Byer, S. 139
- 49 Wolfgang F. Haug: *Antisemitismus und Rassismus als Bewährungsprobe der Ideologie-Theorie*. In: Ders.: *Elemente einer Theorie des Ideologischen*. Hamburg 1993, S. 225 f
- 50 In: Wolfgang F. Haug: *Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitik im deutschen Faschismus*. Hamburg 1987. S. 69
- 51 Ernst Mayr: *Die Entwicklung der biologischen Gedankenwelt. Vielfalt, Evolution und Vererbung*. Berlin u.a. 1984, S. 501. Zit. nach: Weingart, S. 114
- 52 Vgl. dazu auch Haug: *Antisemitismus*, S. 209 ff
- 53 Olberg, NS, S. 32
- 54 Olberg, NS, S. 35
- 55 Olberg, NS, S. 35
- 56 Olberg, NS, S. 24.
- 57 Vgl. Bruce F. Pauley: *Eine Geschichte des österreichischen Antisemitismus. Von der Ausgrenzung zur Auslöschung*. Wien 1993, S. 182 ff
- 58 Olberg, NS, S. 39
- 59 Olberg, NS, S. 43
- 60 Pauley, S. 194
- 61 In: Ernst Simmel (Hg.): *Antisemitismus*, Frankfurt/M. 1993, S. 62 f
- 62 Vgl. dazu etwa die Untersuchung von Shulamit Volkov: *Soziale Ursachen des jüdischen Erfolgs in der Wissenschaft*. In: Dies.: *Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert*. München 1990, S. 146 ff
- 63 Moische Postone: *Nationalsozialismus und Antisemitismus. Ein theoretischer Versuch*. In: Dan Diner: *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*. Frankfurt/M. 1988, S. 251
- 64 Postone, S. 254
- 65 Byer, S. 13
- 66 Gerhard Benetka: *Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriegeschichte des Wiener Psychologischen Instituts 1922-1938*. Wien 1995, S. 136
- 67 In: Olberg, NS, S. 32 ff

DIE AUTOR/INN/EN

DR. ERNST GLASER: Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie. Mitbegründer des IWK (1946 - 1956 Generalsekretär). Tätigkeit in Unterrichts- und Bildungsbereich. Diverse Förderungspreise für Volksbildung. Zahlreiche Veröffentlichungen u. a. „Kann die Wissenschaft verständlich sein? Von der Schwierigkeit ihrer Popularisierung“ (1965), „Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus“ (1981).

DR. ILSE KOROTIN: Studium der Philosophie und Soziologie in Wien. Seit 1990 Mitarbeiterin des IWK, seit 1991 zuständig für die IWK-Dokumentationsstelle Frauenforschung. Forschungs- und Veröffentlichungsschwerpunkt im Bereich „Philosophie und Nationalsozialismus“. Lehrbeauftragte an der Universität Wien.

MAG. RUTH MÄTZLER: Studium der Pädagogik, Psychologie und Soziologie in München. Masterarbeit über Leben und Werk von Alice Rühle-Gerstel. Studiert Psychoanalyse in der Werkstatt für Gesellschafts- und Psychoanalyse in Salzburg und arbeitet in therapeutisch ambulanter Familienbetreuung.

DR. H. RUEDIGER SCHIFERER: Studium der Theaterwissenschaften. Bibliothekar in der Österreichischen Nationalbibliothek (zuletzt Forschungsabt., jetzt Öffentlichkeitsarbeit). Diverse Veröffentlichungen u.a. zu Grillparzer, Mach, Adler. Soeben erschienen: „Alfred Adler. Eine Bildbiographie“ (1995)

MAG. DR. BARBARA SERLOTH: Studium der Politikwissenschaften. Gründungsmitglied und Mitarbeiterin der Österr. Gesellschaft für mitteleuropäische Studien. Veröffentlichungen zu den Forschungsschwerpunkten Sozialismus, Liberalismus, Nationalismus. Derzeit Mitarbeit am Forschungsprojekt „Das Selbstverständnis des österreichischen Liberalismus“ am Institut für Staats- und Politikwissenschaft der Universität Wien.

DR. CHARLOTTE ZWIAUER: Studium der Soziologie und Religionswissenschaft in Berlin und Wien. Arbeitsschwerpunkte: Wirkungsgeschichte der Antike, Geschichte der Gefühle, Geschichte der Psychoanalyse. Freiberufliche Sozialwissenschaftlerin. Derzeit Arbeit an einem Forschungsprojekt über Jugendforscherinnen der Zwischenkriegszeit.

~~Verteuert?~~



Versichert!

Unser Dank an schadensfreie Autofahrer:

Wir garantieren Ihnen heute schon, daß Ihre KFZ-Haftpflichtprämie bis 1997 nicht höher sein wird als heute!
Diese Garantie gilt für alle schadensfreien Kunden und Neukunden, der KFZ-Bonusstufe 00.

Bietet Ihnen das Ihre Versicherung auch?
Überlegen Sie! Rechnen Sie! Wechseln Sie!



Wir machen in der Forschung *kräftig Wind*, ...

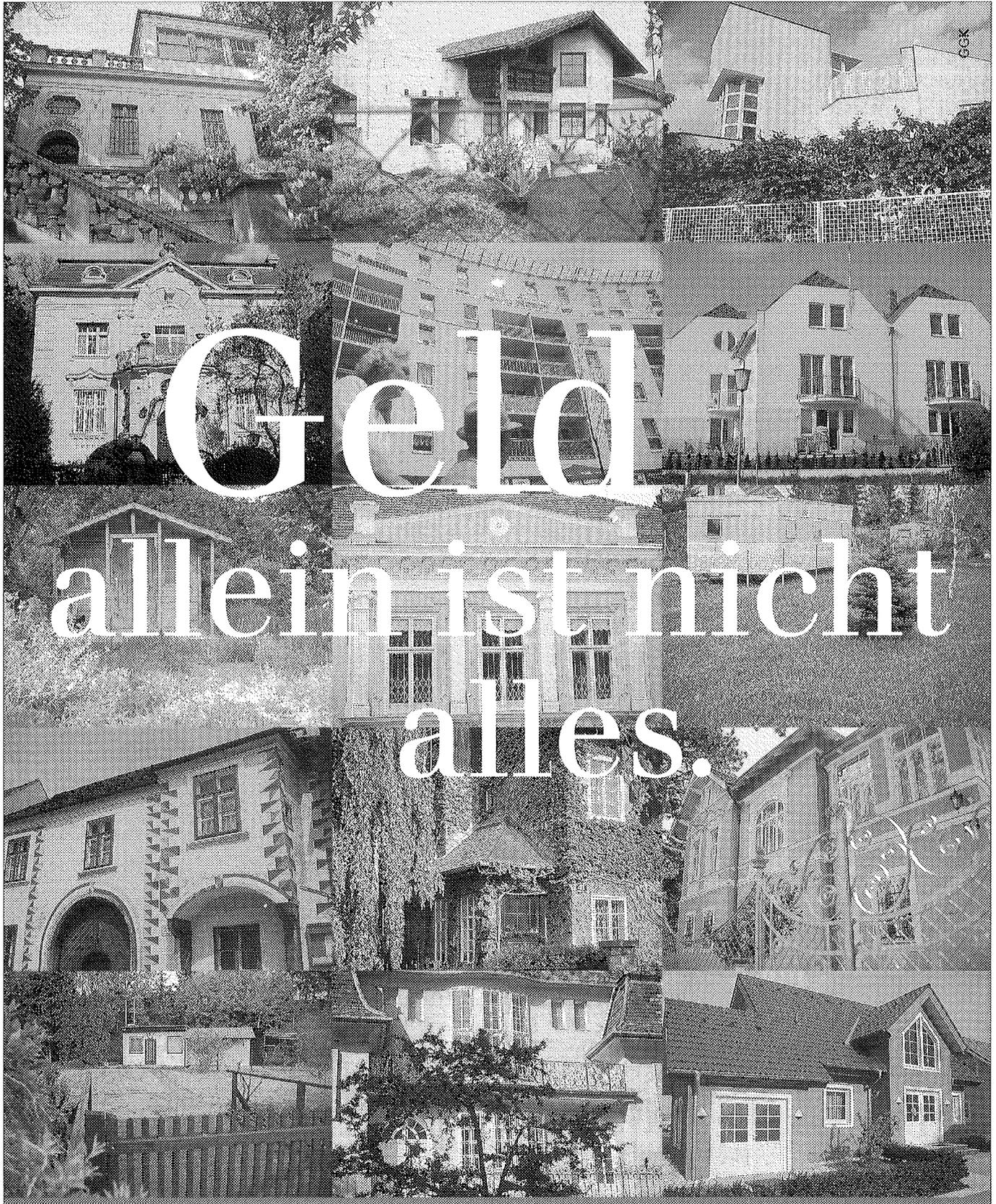


...damit Ihnen morgen nicht *die Luft ausgeht*.

Forschung und Entwicklung zur Erschließung neuer Energiequellen sind heute wichtiger denn je. Um neue Formen der sauberen Energiegewinnung auf breiter Basis nutzbar zu machen, haben wir unsere Investitionen in diese wichtigen Bereiche auf über 100 Millionen S verdoppelt.

Damit fördern wir zukunftsorientierte Projekte wie etwa die Nutzung der Windenergie - damit Sie auch weiterhin frische Luft und eine intakte Natur genießen können. Wenn Sie mehr über uns erfahren wollen, rufen Sie die VERBUND-

Infoline: 0660/1000, aus ganz Österreich zum Ortstarif.



Geld allein ist nicht alles.

Beratung und Service gehören dazu: Für Sie bietet die Bank Austria rund ums Bauen und Wohnen alles aus einer Bank. Inklusive maßgeschneiderter Kredite für Ausbau, Umbau, Neubau. Informationen in jeder Zweigstelle. **Von uns können Sie mehr erwarten. Bank Austria**

